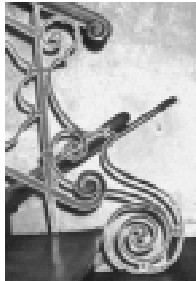


Sophies Erinnerungen





Die ersten 50 Jahre der „Sophie“: Eine Mädchenschule im Spiegel der Zeit

Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen

1872 hieß es in einer Denkschrift von Mädchenschullehrern, es gelte, „dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen“. Das Ziel allerdings war weniger die Erweiterung des Wissens der Mädchen, sondern vielmehr: „Der deutsche Mann“ sollte „nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt“ werden.

Die Entwicklung der Frauenbildung verlief in den europäischen Ländern sehr unterschiedlich. In der Schweiz gab es bereits 1871 die ersten Medizinstudentinnen, und 1879 wurde in Oxford das erste College für Studentinnen errichtet. Auch die erste preußische Abiturientin, Hildegard Wegscheider (1871-1953), bereitete sich in der Schweiz privat auf das Lehrerinnen-Examen vor, bestand es 1892, machte 1894 Abitur und studierte anschließend Geschichte, Englisch, Deutsch und Religion. 1898 promovierte sie als erste Frau zum Doktor der Philosophie in Halle.

In Deutschland machte die Frauenbildung nur sehr langsam Fortschritte. Persönlichkeiten wie die Lehrerin Helene Lange (1848–1930) kämpften für die Gleichberechtigung in der Ausbildung. 1887 forderte sie eine Neuordnung des Mädchenschulwesens unter der Leitung von Frauen auf der Grundlage einer den männlichen Kollegen gleichberechtigten, wissenschaftlichen Vorbildung der Lehrerinnen. Sie gründete und leitete 1889 die Berliner Realschulkurse für Frauen, die sie vier Jahre später in Gymnasialkurse umwandelte. Die kulturelle Ausprägung und die soziale Auswirkung der weiblichen Persönlichkeit erhob sie zum Ziel der Frauenbewegung. 1896 bestanden sechs Schülerinnen am königlichen Luisengymnasium zu Berlin ihr Abitur, alle mit „gutem Erfolg“. Sie waren die ersten Frauen, die in Deutschland ihre Hochschulreife erlangten.

02.03.1897

Der Magistrat der Stadt Hannover gründet für die Oststadt die Höhere Töchterschule III.

27.04.1897

Der Unterricht beginnt mit 22 Schülerinnen der Klasse 9 (der untersten Klasse) in der Ludwigstrasse 6 unter Oberlehrer Dr. Hermann Schmidt, der zum Leiter der Anstalt ernannt wird. Der Unterricht findet später in einer umgebauten Wohnung in der Sedanstraße 48 statt.



Während sich das Frauenstudium in Deutschland erst langsam durchsetzt, führen die wissenschaftlichen Arbeiten von Marie Skłodowska-Curie in Paris schon zum Nobelpreis. Als Maria Skłodowska (1867-1934) in Warschau zur Welt kam, war ihre Mutter Leiterin eines der angesehensten Mädchenpensionate der Stadt. Maria konnte ihre Schulausbildung in Polen abschließen, dort aber nicht studieren, denn Frauen waren an polnischen Universitäten nicht zugelassen. 1891 ging sie zum Studium nach Frankreich. Trotz sprachlicher Schwierigkeiten und finanzieller Nöte schnitt sie 1893/94 als Beste bei der Prüfung für Physik und als Zweitbeste in Mathematik ab. Nachdem sie vergeblich versucht hatte, in Polen eine Arbeitsstelle zu finden, legte sie 1896 in Paris in ihren Fächern – als Beste – eine weitere Prüfung ab, die es ihr gestattete, den Professorentitel zu führen und an Mädchenschulen zu unterrichten. 1898 entdeckte sie Radium und Polonium. Für diese Leistung erhielt sie zusammen mit ihrem Mann Pierre Curie und Henri Becquerelle 1903 den Nobelpreis für Physik, 1911 einen zweiten für Chemie.

28.04.1898

Der Magistrat beschließt auf Vorschlag von Dr. Schmidt, die Schule bei Bezug des neuen Schulgebäudes nach der Kurfürstin Sophie von Hannover (1630-1714) zu benennen.

Mai 1898

Die Bauarbeiten beginnen in der Seelhorststraße 5; der Architekt ist Paul Rowald (1846-1920), der mehrere Schulen in Hannover gebaut hat.

09.01.1900

Auf Beschluss des Magistrats wird der Oberlehrer Dr. Hermann Schmidt zum Direktor ernannt, und die Stadttöcherschule III erhält schon jetzt den Namen „Sophienschule“.

23.04.1900

Die Sophienschule, mit 11 Klassen und 362 Schülerinnen, wird festlich eingeweiht mit Feiern in der Aula, im „Tivoli“ und im „Neuen Haus“.

Ab 1901 dürfen in Baden Schülerinnen höhere Knabenschulen besuchen, und das Frauenstudium wird zugelassen. Nicht nur Absolventen der humanistischen Gymnasien, sondern auch Absolventen der Realgymnasien und der Oberrealschulen erhalten die Erlaubnis zu studieren.

1902

Gymnasiale Frauenbildungskurse, aus privater Initiative entstanden, seit 1900 „Gymnasialkurse für Mädchen“ genannt, werden nun in der Sophienschule durchgeführt und führen zur Reifeprüfung, die aber noch außerhalb abgelegt werden muss.

**1904**

Die Sophienschule nimmt mit ihrem Bau und ihren vorbildlich eingerichteten Schulräumen an der Weltausstellung in St. Louis teil und erhält eine Silbermedaille und ein ehrenvolles Diplom.

Dr. Friedel Beerhenke

„Unsere ersten 6 Abiturientinnen bestanden 1904 an einem Hamelner Gymnasium die Reifeprüfung. Sie waren in privaten Kursen des Frauenbildungsvereins in unserem damals neuen Schulgebäude für das Abitur vorbereitet worden. Es wird erzählt, daß sie nach ihrer Rückkehr in die Sophienschule mit Lorbeerkränzen geschmückt wurden, verdienstermaßen, denn sie hatten sicherlich mehr leisten müssen als ihre männlichen Mitbewerber, denn gegen das Abitur und das Studium der Mädchen gab es zur Zeit mannigfache Vorurteile. Väter z. B. hatten Sorge, daß sich solche gebildeten Blaustrümpfe auf dem Heiratsmarkt nicht absetzen ließen. Das veranlaßte einen Direktor unserer Schule, Dr. Wülker, in einer Statistik nachzuweisen, daß Abiturientinnen prozentual genau so oft geheiratet wurden wie die Abgängerinnen aus dem Lyzeum.

In den folgenden Jahren hatten die privaten Kurse um ihr Fortbestehen zu kämpfen. In einem Jahr hatten sich nur drei Mädchen bereitgefunden, das Abitur zu machen. Man beratschlagte, was zu tun sei; aber man gab nicht auf und nannte diese Klasse den ‚Maikäfer‘, weil die drei zusammen sechs Beine hätten.“

Während in Preußen erst 1904 Frauen zum Examen für Gymnasiallehrer zugelassen wurden, promovierte die taubblinde Helen Keller (1880-1968) im selben Jahr zum Doktor der Philosophie. Durch eine Krankheit im Kleinkindalter wurde Helen taub und blind. Mit Hilfe ihrer selbst schwer sehbehinderten Privatlehrerin Anne Sullivan und ihrer eigenen sehr starken Persönlichkeit gelang es, sie so weit zu bringen, dass sie 1896 mit 16 Jahren eine weiterführende öffentliche Schule in ihrer Heimatstadt in den USA besuchen konnte. Später studierte sie am Redcliff-College in Cambridge.

**Dr. Gertrud Federschmidt
geb. Lillie, Abitur 1905**

„Als Hannoveranerin trat ich in die neugebaute Sophienschule ein. Zur Einweihungsfeier durfte ich auch den Festreigen mit aufführen und war natürlich mit meinen Gefährtinnen stolz, mit dazu ausgesucht zu sein. Jeden Sommer fand das Schulfest im Tiergarten statt mit Umzug durch den Park; unter Anführung von Herrn Direktor Schmidt endete er mit einem „Hoch“ auf den Kaiser. Auch heitere Klassenausflüge sind mir in Erinnerung geblieben.

Die Frauenbewegung machte unter Helene Lange und Gertrud Bäumer große Fortschritte. Das Frauenstudium wurde erreicht. In Hannover wurde die Sophienschule



aufgestockt und die gymnasiale Studienanstalt für Mädchen eingerichtet. Unter Auslassung der ‚Selekta‘ trat ich in die Obertertia ein und machte nach dem Abschluß der Oberprima das Abitur. Wir hatten außer den Lehrern von der Sophien-schule auch noch Lehrer von den Knabenschulen und waren, wenn ich mich recht erinnere, die erste Klasse, die den Abschluß als interne Schülerinnen im eigenen Gebäude machten, etwa 8 bis 10; der nächste Jahrgang war schon doppelt so stark.“

„Meine erste Erinnerung an die Sophienschule führt zurück zu einem Sommermorgen des Jahres 1906. Erst seit wenigen Wochen gehörte ich zu den ABC-Schützen der untersten Klassen. Da widerfuhr mir das Mißgeschick, daß ich um einige Minuten ‚zu spät‘ kam – nun stand ich vor der hohen Tür, die nicht mehr einladend geöffnet war, sondern sich um Punkt 8 Uhr streng geschlossen hatte: Vergeblich mühte ich mich, die schweren Flügel zu bewegen – sie waren für die Hände einer Sechsjährigen viel zu gewichtig! Nie hätte ich gewagt, auf den für mich sowieso unerreichbar hohen Klingelknopf zu drücken: Was blieb mir also übrig, als bitterlich weinend nach Hause zu laufen, die Mutter zu holen und mit ihrem tröstlichen Beistand schließlich der ehrfurchtgebietenden Schultür doch noch beizukommen.“

Seit dem Wintersemester 1906/07 dürfen Frauen in Preußen am Universitätsstudium teilnehmen, aber nur als Gasthörer. Von dieser Regelung ist auch Lise Meitner (1887–1968) betroffen. Als Tochter jüdischer Eltern in Wien geboren promoviert sie als zweite Frau in Österreich im Fach Physik. Um „ein wirkliches Verständnis für Physik“ zu gewinnen, geht sie 1907 zu Max Planck nach Berlin. In den ersten Jahren darf sie aber die Labore der Studenten nicht betreten, sondern muss in „einer Holzwerkstatt im Keller mit eigenem Eingang“ forschen. Den Professorentitel erhält sie 1919, habilitiert 1922 und wird 1926 außerordentliche Professorin der Universität Berlin. 1938 muss sie nach Schweden emigrieren. Obgleich Einstein die Österreicherin die „deutsche Madame Curie“ nannte und ihre geistige Führungsrolle in der Forschungsgruppe anerkannt war, erlangte sie nie den Bekanntheitsgrad und den Ruhm ihrer beiden männlichen Teamkollegen Otto Hahn und Fritz Straßmann. Selbst der Nobelpreis wird 1944 nur Otto Hahn zuerkannt.

1907

Der Magistrat übernimmt die „realgymnasialen Kurse“ in seine Verwaltung.

1908

Das zehnklassige Lyzeum wird um die „Realgymnasiale Studienanstalt“ erweitert, die ab Untertertia in sechs Jahren zur Reifeprüfung führt.

Erinnerung einer Schülerin von 1906



Das preußische Kultusministerium führt 1908 die Mädchenschulreform durch mit der Begründung, dass „auch der Verstand der Mädchen in Zukunft ausgebildet werden soll, nicht nur Gefühl und Ästhetik“. Grundlage der Mädchenerziehung bildet die „Höhere Töcherschule“. Das Lyzeum vermittelt in einem Zweig hauswirtschaftliche und soziale Fertigkeiten und in einem anderen einen dreijährigen wissenschaftlichen Unterricht. Ein daran anschließendes höheres Mädchenseminar bildet zur Volksschullehrerin fort. Zum Abitur führt die „Studienanstalt“, in die im 7. oder 8. Schuljahr gewechselt werden kann.

Erst im Rahmen dieser Reform werden auch Studentinnen an den Universitäten zugelassen. Den preußischen Professoren wird jedoch das Recht eingeräumt, selbst zu entscheiden, ob sie junge Frauen zu ihren Vorlesungen zulassen.

1910

Die Sophienschule erhält als erste Hannoversche Mädchenschule die Berechtigung, in Anwesenheit eines königlichen Kommissars die Reifeprüfung selbst durchzuführen.

1914-1918

Der erste Weltkrieg bringt große Einschränkungen für den Unterricht, durch Mangel an Heizmaterial, durch notwendige Hilfsarbeiten der Schülerinnen und vor allem durch Einquartierung von Soldaten.

Über die Schulzeit von 1909 bis 1919 berichtet die Klasse 1B bei der 50-jährigen Jubiläumsfeier des Lyzeumsjahrgangs 1919.

„Wißt ihr's noch? Unsere Schulfeste im Tiergarten mit dem feierlichen Umzug mit Schulfahne, Klassenfahnen- und Schleifen und Musikkapelle, Herr Heuke voran? Feuerwerk und Ausmarsch mit Lampions, von denen viele einen Flammentod erlitten. Denkt ihr noch an die feierliche Versammlung in der Aula nach den Sommerferien 1914? Etliche Lehrer in Uniform, einige Lehrerinnen noch nicht vom Auslandsaufenthalt zurück. Handarbeitsstunde: Strümpfe stricken, Schals, Ohrenschützer, Leibbinden. Wir prünten eifrig, nicht immer erfolgreich.

Wißt ihr noch die Verkündung von Siegesnachrichten auf dem Schulhof? Siegesfrei gab es nur im Anfang, später hieß es: ‚Unsere Soldaten haben auch nicht frei.‘ Unter diesem Motto fiel in den nächsten Sommern auch das gewohnte Hitzefrei aus. Die Zeiten wurden ernster, Schulausfall wegen Kohlenmangels. Frierend saßen wir in unseren Mänteln zum Aufgabenempfang in der Klasse. Aber dann wurde es interessant! Bucheckernsammlung zur Oelgewinnung. Wie krochen wir im feuchten Herbstwetter auf dem Waldboden umher! Wie eifrig rupften wir Blätter, ohne genau

**Gertrud Schönberg-Gelpke
erinnert**



zu wissen, wozu eigentlich, doch mit dem stolzen Gefühl, etwas fürs Vaterland zu leisten. Und dann der Unterricht in Ersatzräumen, Englisch bei Veras Eltern, Französisch bei Lotte, Deutsch in der Sakristei der Gartenkirche. Wo hatten wir eigentlich Mathematik? Ach, und wie vergnügt richteten wir nach dem Waffenstillstand die Schule her für heimkehrende Soldaten, schleppten Bänke, Tische und Stühle, stopften Strohsäcke. Die Schwere des historischen Geschehens ging uns nicht auf – das kam erst später.

Die Besichtigung der Schule fing im Erdgeschoß an. Die alte Standuhr im unteren Flur rechts fehlte zwar, aber das Treppenhaus war unverändert. Im Geiste waren wir in unserer alten Schule, suchten und fanden unsere alten Klassen, auch wohl unsere alten Plätze. Und dann betraten wir die Aula. Etwas verändert ist sie schon, doch wieder kamen Erinnerungen an Sedan-Siegesfeiern, an die Schulkonzerte. Amalie Schmidt-Hofbauer sagte wie einst vor 60 Jahren zwei Gedichte auf, die sie noch bestens auswendig konnte, wir lebten ja damals noch in der Kaiserzeit! Knix vorher – Knix hinterher:

Der Mädchen Wunsch

Oh Lust an Putz und Trödel, oh Weiberstand, fahr hin!
Mich reut's, daß ich bin ein Mäd'el, nichts wie ein Mäd'el bin.
Ein Mann, ein Held, ein Sieger, wie klingt das glockenrein –
Ich möcht' ein deutscher Krieger, ein Krieger möcht' ich sein. –
Ein Rösslein möcht' ich haben, ein Schlachtschwert, breit und fest.
Behende wollt' ich traben, wenn's zur Attacke bläst.
So wie der Gottesstreiter Sankt Michel querfeldein,
ich möcht' ein deutscher Reiter, ein Reiter möcht' ich sein.
Den Herrn, der all' die Massen, die sieggewohnten, lenkt,
welch Glücksstrom muß ihn fassen, wenn er der Kunde denkt:
die grünsten Lorbeerreiser, die kühnsten Schar'n sind mein,
ich möcht' der deutsche Kaiser, der Kaiser möcht' ich sein!!

Kaiser's Geburtstag 1910

Hurrah, heut ist ein froher Tag, des Kaisers Wiegenfest!
Wir freuen uns und wünschen Ihm von Gott das Allerbest!
Er ist so gut, er ist so mild, wir weih'n ihm Herz und Hand.
Gott segne ihn, der Kaiser „Hoch“ und „Hoch“ das Vaterland!“



Am 6. März 1915 fand die Entlassung von 19 Abiturientinnen in der Sophienschule statt. Genau 50 Jahre später, am 6. März 1965, fanden sich sieben von ihnen zur Feier des goldenen Abiturs in der Aula ihrer alten Schule ein:

Dr. Margarete Gillet, Abitur 1915

„Als wir Abitur machten 1915, da war schon Krieg, da war die Fröhlichkeit schon überschattet von schwerem Erleben. Dieser erste Weltkrieg, in den unsere Studienjahre fielen, hat uns viel gekostet an menschlichen Verlusten, an materiellen Entbehrungen – ja, wir sind zweimal in unserem Leben durch Kriegs- und Nachkriegsjahre der beiden Weltkriege fast gescheitert, aber die meisten von uns sind hindurchgekommen! So denken wir heute bewegt und dankbar an unsere Mädchenjahre in diesen Räumen zurück.

Wilhelm von Humboldt sagt: ‚Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von außen gegeben werden, und was ist ein Staat anders als eine Summe menschlicher, wirkender und bleibender Kräfte?‘ Die Wege zu fast allen Berufen, die einst die Frauenbewegung erstrebte, stehen Ihnen als selbstverständlich offen. Die volle Mitverantwortung in Staat und Gesellschaft, die junge Generation der Frau in Ehe und Familie ist so fest verankert, daß die junge Generation gar nicht mehr weiß, was das bedeutet! Wir goldenen Abiturientinnen haben im Jahre 1919 zum ersten Mal in der deutschen Geschichte mitwählen dürfen.“

Dr. Irmgard Engelke, Abitur 1917

„Ja, wißt Ihr noch? will ich nun schon mal anfangen, um bei den einen Erinnerungen und bei den anderen Vorstellungen der damaligen Zeit zu wecken – wißt Ihr noch, daß es damals etwas Besonderes war, auf's Gymnasium zu gehen, und daß manche von uns die Erlaubnis von ihren Eltern mühsam erringen mußten? Daß auch am Ende der Untertertia ein ziemlich großer Teil unserer Klasse in die Mädchenschule, Lyzeum hieß es wohl, zurückging, weil sie sich doch etwas anderes unter dem Gymnasium vorgestellt hatten? Wißt Ihr noch, wie wir am Anfang des Krieges 1914 zum Oberpostdirektor Hannover und zum Chefarzt des Henriettenstiftes gingen, um unsere Hilfsdienste anzubieten, die wir auch verrichten durften, bis nach 14 Tagen die Schulbehörde den uns erteilten Urlaub zurückzog? Wie im Februar 1917, als wir die schriftliche Prüfung ablegten, gerade Kohleferien waren, so daß wir im einzigen geheizten Klassenzimmer saßen, das noch nicht einmal groß genug war, um zwischen den Plätzen den sonst vorgeschriebenen Abstand innezuhalten?“

Elisabeth Meißner, Abitur 1918

„Unsere mündliche Prüfung fand am 13.02.1918 statt. Zwar fiel der Tag in die dunkle Zeit vor dem trüben Ende des 1. Weltkrieges; aber für uns war es sicher ein schöner, froher Tag, weil alle bestanden, und als wir abends bei völliger Dunkelheit



in einem leeren Klassenraum zusammensaßen und ein letztes Mal wie so oft vorher miteinander sangen, da waren wir sehr glücklich.“

23.01.1919

Der Unterricht wird wieder in vollem Umfang aufgenommen.

1919 wird die Weimarer Republik gegründet. Frauen erhalten das Wahlrecht.

„Unsere Reifeprüfung fiel in die düsteren Monate nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Winter 1918/1919. Manche Erinnerungen an diese Zeit sind noch ganz lebendig. Sämtliche Schulen waren schon längst beschlagnahmt als Notunterkünfte für das unter Hindenburg aus Frankreich zurückflutende Heer. Ich entsinne mich, daß wir Oberstufenklassen tagelang in den leergeräumten Klassen der seltsam verödeten Schule zu tun hatten, um Strohsäcke zu stopfen als Notlager für die Soldaten. Für die meisten Klassen fiel der Unterricht monatelang aus, für die Abiturklassen wurde eine Notlösung gefunden. Eltern einiger Mitschülerinnen, deren Wohnungen ausreichend große Räume hatten, stellten diese täglich für eine Reihe von Stunden zur Verfügung. Wir fanden dies Normadenleben trotz der sehr kärglichen Heizmöglichkeiten im Grunde recht unterhaltsam! Bis zur schriftlichen und mündlichen Prüfung war die Schule freilich schon wieder zu unserer Verfügung – beide fanden im Zeichensaal statt.

Adelheid Heuser, Abitur 1919

Ich war ihre Schülerin von 1906 bis 1919; erlebte also mit wachem Bewußtsein zuerst noch tiefste Friedenszeiten, dann aber alle Erschütterungen des ersten Weltkrieges in dieser Gemeinschaft. Viele einzelne Bilder aus diesen Jahren stehen vor mir; erst im Rückblick verbinden sie sich zu dem gerundeten Bild eines höchst lebendigen, vielseitigen Organismus, der aber in allem Wesentlichen harmonisch wirkte. Erst viel später ging mir auf, auf welch wohltuend gesundem Fundament Arbeit und Leben dieser Schule ruhten: einer selbstverständlich wirkenden Verbindung von Zucht und Freiheit, die sich nie gegenseitig das Feld streitig machten, sich vielmehr aufs beste ergänzten! In äußeren Dingen herrschte eine Ordnung und Disziplin, die der heutigen Generation gewiß höchst wunderlich, wenn nicht gar abschreckend erscheinen würde. Uns bedrückte sie nicht: wuchsen wir doch so selbstverständlich und unmerklich in sie hinein, daß uns nicht der Gedanke kam, es könnte sich etwa ohne sie leichter und angenehmer leben. Wir waren daran gewöhnt, auf Fluren und Treppen, in der einst so beliebten ‚Wandelhalle‘ und sogar auf dem Hofe eine gewisse Ordnung zu wahren. Pünktlichkeit war für uns zur Regel geworden. Und alle diese Dinge äußerer Zucht waren für uns keineswegs ein verhaßter Zwang, kaum eine lästige Fessel: Wir lebten in diesem Rahmen genau so



vergnügt und unbeschwert wie andere Schülergenerationen ohne sie. Was aber – ganz selbstverständlich – auch uns hier oder da wunderlich oder verschroben vorkam, das nahmen wir allenfalls mit einer leichten Dosis Spott und Gelächter auf und amüsierten uns königlich dabei! Unnötig, sich über dergleichen zu ereifern! Denn kaum je geschah es, daß derartige ‚Gesetze‘ mit Starrheit und Härte erzwungen wurden.“

Die zwanziger Jahre bringen einige reformerische Ideen und Strömungen für die schulische Erziehung: Rudolf Steiner gründet die freie Waldorfschule, von Peter Petersen erscheint „Gemeinschaft und freies Menschentum, die Zielforderungen der neuen Schule“, und er fordert in seinem „Jenaplan“ Schule mit „lebendigem Gruppenunterricht“ gegen „Lern- und Lehrschulen“. Die erste Professorin für Pädagogik, Anna Siemsen, spricht von „Erziehung im Gemeinschaftsgeist“.

1920 wird im Reichsgrundschulgesetz der arbeitsfreie Nachmittag für Schul- und Spieltun eingeführt.

**Magarete Willgeroth geb. Röpke,
Abitur 1920**

„Es war noch keineswegs für ein Mädchen allgemein üblich, ein Gymnasium zu besuchen, ja, man hielt das gelegentlich sogar für ungehörig. Ich erinnere mich an eine Warnung befreundeter Göttinger Studenten an mich, man würde mich nicht kennen dürfen, falls es mir einfallen sollte, in Göttingen zu studieren. Manche von uns mußten sich sogar in ihren eigenen Familien mühsam durchsetzen. Nur unsere Lehrer hielten ohne Vorbehalt zu uns.“

1921 erhalten die Frauen das Recht zu habilitieren und können damit eine Hochschullaufbahn einschlagen.

Die USA organisieren Hilfsaktionen für Deutschland: Schulspeisung durch die Quäker.

**Dorothea Sachau geb. Visbeck,
Abitur 1921**

„Wir waren damals 12. Hinter uns lag der Krieg, der mit großen menschlichen Verlusten und Entbehrungen verbunden war. Man stand im Vorfeld der drohenden Inflation. Mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern war es einigen nicht möglich, ein Studium zu beginnen. Und später kam der 2. Weltkrieg mit seinen schweren Zerstörungen unserer Städte – Sie wissen, wie sehr Hannover zerbombt war – und den erneuten Verlusten an Menschen, die uns viel bedeuteten.“

Doch damals lag das Leben noch vor uns. Durch unsere Lehrerin Frau Dr. Wurmb, die von vielen von uns verehrt wurde, waren wir immer wieder darauf hingewiesen worden, daß das mühsam erworbene Recht zum Studium für Frauen uns eine besondere Verpflichtung auferlegte und wir uns dieser Verantwortung würdig zu erweisen hätten. Nun, bei einem Besuch einer Freundin, fragte ich: „Ilse, wie ist es



denn nun mit dem Studium?' Sie sagte: „Ja, weißt Du, Tante Anni hat uns ja auf vieles vorbereitet, aber sie hat nicht gesagt, daß an der Universität auch Männer sind – und daß diese Männer auch was von uns wollen!“

Zu Beginn der 20er Jahre zeigt der „Bubikopf“ ein sich veränderndes Schönheitsideal und geht einher mit neuem Selbstbewusstsein unabhängiger Frauen.

1922 heißt es in einem Artikel der Zeitschrift „Die Dame“: „Der Pagenkopf hat bei ganz jungen Mädchen manchmal seinen Reiz. Dennoch hat er nicht viel Daseinsberechtigung. Er stammt aus der Kriegszeit, in der die Frauen in jeder Hinsicht trachteten, die Männer zu ersetzen, auch im äußeren Bilde. Die Annäherung des weiblichen und männlichen Typs ist eine Dekadenzerscheinung. Das kurze Haar ist bequem, ... die Frauen machen es sich überhaupt bequem ...“

„Die ganze Schulzeit stand im Zeichen des Krieges und der Nachkriegszeit. Vor allem herrschte Kohlennot. Die Schule wurde in einem Winter – es war wohl 1919 – geschlossen. Die Eltern einer Mitschülerin stellten in ihrer großen Wohnung am Lister Platz einen geheizten Raum zur Verfügung, und wir wurden dort von Fräulein Hagemann in zwei Gruppen unterrichtet. Später wurde in Hannover-Linden eine große Volksschule durchgeheizt, und mehrere Schulen konnten dort im Wechsel unterrichten.

**Martha Kunz geb. Haase,
Lyzeumsabgang 1923**

Wie bekannt, war die Ernährungslage katastrophal, und auch an unserer Schule gab es Schülerinnen, die zur Besserung ihres Gesundheitszustandes zur Quäker- und Holländerspeisung eingeteilt wurden. Ich gehörte zu ihnen. Erst 1921 besserte sich die Ernährungslage. Bis dahin hatten wir für die Schule Obstkerne getrocknet und klassenweise in den Wäldern, vor allem im Deister, Bucheckern gesucht und zu Sammelstellen gebracht.

In den ‚Grüßen‘ lese ich seit vielen Jahren, was für herrliche Einrichtungen mit der Zeit den jungen Leuten zur Verfügung gestellt wurden. Da ist das Schullandheim, das inzwischen sogar schon einige Male umgebaut worden ist, Schüleraustausch, Leistungskurse, Besuche in Großstädten und im Ausland, Partnerschaften und Arbeitsgemeinschaften.

Ganz ohne solche Freuden waren wir nicht, wenn sie auch vergleichsweise bescheiden waren. Der Schulausflug, einmal im Jahr, führte uns in den Deister oder Süntel und einmal nach Hildesheim. Fräulein Nickel gab im Sommer Schwimm-Unterricht, in der Goseriede und im Flußbad Ihme. Kalle Meinberg veranstaltete mit dem Schulchor, in dem ich wegen meiner tiefen Stimme eine Rolle spielen durfte, und



Else Alpers, Abitur 1923

einigen Klavierschülerinnen Schulkonzerte, die immer gut ankamen. Radio war noch unbekannt. Im Sommer 1923 war erstmals eines zu hören.

Nach unserm Schulabgang, den wir groß im ‚Neuen Haus‘ feierten, lud unser Deutschlehrer Professor Ey unsere Klasse regelmäßig zu sich in seine Wohnung zu Literaturabenden, an denen ich leider nur noch ein Jahr teilnehmen konnte, da ich dann Hannover verließ.“

„1917 traten 44 Mädchen in die Untertertia ein. Sie kamen nicht nur aus den hiesigen Lyzeen, die der Hannoveraner wie anno dazumal noch Höhere Töchterschule nannte. Manche kamen von weit her: aus Holzwickede in Westfalen, von der holländischen Grenze und aus dem Bremer Hinterland. Unsere Realgymnasiale Studienanstalt, mit 6 Klassen der Sophienschule angegliedert, führte nämlich zu einem vollgültigen Abiturientenexamen. Der freie Zugang zur Universität war für uns Mädchen damals noch etwas Besonderes, und wir Neulinge bildeten uns allerlei ein. Wir zogen zum Direktor und stellten den Antrag, wie die Gymnasiasten Schülermützen zu tragen, um uns von den Lyzeumsmädchen zu unterscheiden, waren also nach heutigem Sprachgebrauch durchaus elitär gesonnen.

Der wirkliche ‚Geheime Rat‘, der mit seiner Kaiserlichen Majestät, Wilhelm II., einmal auf der Hohenzollern-Yacht hatte mitfahren dürfen, besaß zwar viel Sinn für Prestige, aber genug Humor, um uns zu erklären, es käme nicht darauf an, was man *auf* dem Kopf, sondern *im* Kopfe habe.

Unsere weiterhin unbemühten Köpfchen mußten wir nun mächtig anstrengen. Nach dem ersten Halbjahr gingen schon 11 ins Lyzeum zurück, von den übrigen 33 gelangten 22 in die Obersekunda und in der Oberprima, da waren’s nur noch 11. Also genau ein Viertel schaffte das Abitur.

Jene Nachkriegszeit hatte die große Unsicherheit in aller Leben gebracht. So war es verständlich, daß fünf von uns erst einmal die Seminarklasse des Oberlyzeums besuchten und nach einem Jahr schon Lehrerin waren. Von diesen fünf absolvierten dann drei noch ein pädagogisches und naturwissenschaftliches Universitätsstudium, zwei promovierten.

Auf die Technische Hochschule gingen gleich nach dem Abitur unsere beiden Jüdinnen und promovierten als Chemikerinnen. Obgleich die eine, Else Löwenstein, einen arischen Kollegen heiratete, wurde sie Opfer des Naziregimes. Die andere konnte noch rechtzeitig in die USA emigrieren und hat sich dort nach dem Kriege verheiratet. Unsere hochbegabte Mathematikerin studierte ebenfalls an der TH.



Sie war schon nach den ersten Semestern bezahlte Assistentin ihres Professors – übrigens die einzige Werkstudentin unter uns. Sie erwarb früh den seltenen Grad eines Dr. Ing. der Mathematik und ist eine international bekannte Forscherin geworden, heute emeritierte Professorin der Stanford University, Mitglied der NASA.“

16.01.1923

Direktor Wülker gründet den „Bund ehemaliger Schülerinnen der Sophienschule“.

„Wenn ich nun ein paar Erlebnisse erzähle, dann tue ich es deshalb, um den Unterschied aufzuzeigen von der Jugend und ihrer Einstellung von damals vor 50 Jahren zu der Jugend von heute.

Die Jugendherbergen von damals waren unvorstellbar primitiv. Als Beispiel denke ich da an Altenau im Harz, man wusch sich am Bach. In der sog. Jugendherberge nächtigten wir auf Strohsäcken oben, d.h. mit einer Leiter zu erklimmen, unter dem schrägen Dach und schliefen tatsächlich auch: einem Heuschaber zu vergleichen.

Unten übernachteten Prof. Hoffmann (unser Klassenlehrer) und irgendwelche zwei oder drei fremde Jünglinge. Wir ängstlichen Mädchen zogen mit Anstrengung die Leiter hoch, damit uns niemand nachsteigen oder berauben könnte!

Es war Usus, daß die UI die Abi-Feier für die OI ausrichtete. Wir brachten also Kocher, belegte Brote, Getränke, Blumen auf den Tisch mit. Wir hatten uns für die Abschiedsfeier etwas Besonderes ausgedacht, die Verfilmung (Stummfilm) der ‚Ahnfrau‘ von Grillparzer. Wir stellen also als Pantomime die gesamte Handlung auf der Bühne dar. Der Text lief neben der Bühne auf der Rückseite von Tapetenrollen. Zuvor aber – und das war wichtig – gingen alle erst mal in ein Kino, um Liebeszenen anzusehen und zu wissen, wie man so tut! Ich mußte beispielsweise den Verführer der jungen Ahnfrau spielen!

Unser Abitur rückte heran, mit allgemein viel Fleiß vorbereitet. Am Vortage bestellte uns unser Klassenlehrer Prof. Hoffmann zum mehrstündigen Spaziergang am Nachmittag in die Eilenriede. Und nach entsprechender Abendbrotpause hatten wir vor dem Kino ‚Weltspiele‘ zu erscheinen, wozu er uns alle großzügig einlud. Jedem von uns brachte er eine Apfelsine mit, damals eine Rarität nach soeben beendeter Inflation! Man saß unnummeriert. Neben mich hatte sich Hans Rösing gesetzt, mit dem ich seit fünf Tagen verlobt war. Und in der Pause, die damals üblich war, bot er uns zum Apfelsinen-Schmaus sein Taschenmesser an. Ursula von Dincklage neben mir flüsterte: ‚Eigentlich widerlich von so einem fremden Mann‘ – Ich: ‚Ooch, halb so schlimm.‘

**Ruth Rösing geb. Niephagen,
Abitur 1924**



Herrlich abgelenkt durch Spaziergang und Kino ging's nun also am nächsten Tag zum Abitur. Das war am 18. Februar 1924!“

15.01.1925

Der erste Jahrgang der „Sophienschul-Grüße“ erscheint, und Direktor Wülker schildert darin seine Überlegungen zu einem Landheim für die Sophienschule.

23.04.1925

Eine Festschrift würdigt das 25-jährige Jubiläum der Sophienschule.

Die Sophienschule befindet sich ganz im Trend mit dem Kauf eines schuleigenen Landheims: 1927 wird die Zeitschrift „Das Landschulheim“ herausgegeben.

15.05.1927

Am Tag der „Kalten Sophie“ wird das Landheim in Hambühren eingeweiht. Landheimfeste und Elternspenden haben den Kauf von Grundstück und Haus ermöglicht.

**Dr. Gertraude Ils geb. Dieke,
Abitur 1928**

„Romantische Bürgertöchter also? Es war schon was dran an dieser Charakterisierung. Das Musische spielte vielleicht in unserer Klasse eine größere Rolle. Wir machten Musik, Gerda, Margrit und ich sangen im Chor der Mozartgemeinde, wir rannten in Konzerte, ins Theater, in die Oper. Wir tanzten und hatten Liebesgeschichten, wie man damals sagte. Mein Tagebuch ist voll von noch fast pubertärer Schwärmerei. Über das Abitur fand ich nur einen Satz: ‚Erstmal Abitur bestanden. Es war wenig aufregend und hat mich im Grunde gar nicht berührt.‘

Von Politik war nicht die Rede. Nur eine von uns war insgeheim unter dem Einfluß ihrer Mutter leidenschaftlich politisch engagiert. Davon habe zumindest ich nie etwas geahnt, und sie hat mir, als wir uns vor wenigen Jahren wiedersahen, gesagt, wie isoliert sie sich unter uns Bürgertöchtern gefühlt habe. Unsere Väter waren deutschnational, bestenfalls freimaurerisch-liberal, antisozialistisch, viele antisemitisch. Ich glaube, daß unsere Lehrer in der Oberstufe politisch in der Mitte oder links angesiedelt waren, demokratisch bis sozialdemokratisch. An den Jungenschulen war das wohl oft anders.

Die Politik hat uns alle dann sehr schnell eingeholt. An den Universitäten erlebten wir die Auseinandersetzungen zwischen den deutschnationalen und nationalsozialistischen Studenten auf der einen, den zahlenmäßig weit unterlegenen sozialistischen Studenten auf der anderen Seite. Zwangsexmatrikulationen dieser Linken nach 1933, Berufsverbote, Untergrundarbeit, Verhaftungen, Konzentrationslager, Volksgerichtsverfahren für Freunde und Bekannte.



Was internationale Solidarität damals in den Anfängen noch vermochte, das hat mein späterer Mann am eigenen Leibe erfahren. In den Prozeß gegen die Widerstandsgruppe, der er angehörte, haben Ausländer mit bekannten Namen, die Osloer Juristische Fakultät und andere ausländische Universitäten telegrafisch eingegriffen, indem sie den Vorsitzenden des Volksgerichtsverfahrens aufforderten, den alten Rechtsgrundsatz ‚nulla poena sine lege‘ nicht zu verletzen. Das hat sich ganz erheblich auf das verhängte Strafmaß ausgewirkt. Später war das natürlich nicht mehr möglich.

Heute, in der Rückschau, weiß ich, daß zumindest einige Lehrer versucht haben, uns zu Zeitgenossen zu erziehen, zu Menschen, die die geistigen Strömungen der Zeit zumindest in Ansätzen wahrzunehmen vermochten. Wir lasen z. B. in Deutsch die berühmte Anthologie expressionistischer Lyrik ‚Menschheitsdämmerung‘, 1920 von Kurt Pinthus herausgegeben. Wir lasen Arbeiterdichter wie Lersch, Gerrit Engelke, Karl Bröger. Wir diskutierten bei Janiesch in Religion über Karl Barth und Gogarten. Wir lasen in der Geschichtsarbeitsgemeinschaft bei Direktor Wülker die neu erschienene Memoirenliteratur über den Weltkrieg.“

„Unsere Schulzeit zwischen 1924 und 1930 fiel in die Jahre vor Beginn des ‚Dritten Reiches‘. Das gab uns die Chance, im Deutschunterricht Schriftsteller kennenzulernen, deren Bücher später verbrannt worden sind. Auch in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften und in kleinen Kreisen lasen wir Hauptmann, Ibsen, Werfel, Hasenclever und viele andere. Die AG's an den Nachmittagen in frei gewählten Fächern haben uns viel gebracht. Auch für den Sport war ein Nachmittag im Stadion angesetzt. Bei einem Stafettenlauf in der Eilenriede, 1924 oder 1925, hat eine Schülerin aus unserer Klasse als letzte Läuferin der Sophienschule den Sieg gebracht.

Es gab Ansätze praktizierter Demokratie, erste Schritte zur Schülerselbstverwaltung, über die wir z. B. erreichten, daß eine Lehrerin, die wir in einer Lehrprobe kennengelernt hatten, die Führung unserer Klasse übernahm.

Bei Frau Schultz, die uns als Klassenlehrerin (in Latein und Deutsch) zum Abitur geführt hat, lernten wir die Anfänge einer Unterrichts-Reform kennen, die leider in der Nazizeit aufgegeben wurde. Soweit ich mich erinnere, ging es um die Abkehr vom Frontal-Unterricht; die Lehrerin stand neben den Bänken und ließ uns frei miteinander arbeiten, was uns zunächst verblüfft hat, dann aber zu eigener Initiative brachte. Auch sonst sind wir uns darin einig, daß wir in diesen Jahren die Fähigkeit zu kritischem Denken und wissenschaftlichem Arbeiten gewonnen haben.

**Lotte Döring geb. Franz,
Abitur 1930**



Was uns erspart blieb, war der Druck des ‚Numerus Clausus‘; wir durften noch unabhängig vom Notendurchschnitt die Studienfächer – oder andere Möglichkeiten der Ausbildung – selbst wählen.

Aber das Lernen-Dürfen im Gymnasium und an der Uni war damals an sich schon ein selbstgewähltes Privileg für ein Mädchen!

Zu den glücklichsten Erlebnissen unserer Schulzeit gehört natürlich alles, was mit dem Landheim in Hambühren zusammenhing. Schon bevor wir – als erste Klasse! – dort Einzug halten konnten, hatten wir gespart, gesammelt und geschafft dafür, an Schulfesten und Elternabenden, wo wir einmal in der UIII (8. Klasse) unter der Leitung unseres Klassenlehrers Direktor Wülker ein Spiel aus der Rokokozeit aufführen durften. Später konnten wir die Vorarbeiten zum Aufbau durch Prof. Ey miterleben.

Ich vergesse nicht, wie wir im Garten, auf dem Rasen liegend, mit Frau Schultz den ‚Segen der Erde‘ von Knut Hamsun gelesen haben.“

Karla Asbahr, Abitur 1932

„Unser Abitur 1932 war das letzte in geistiger Freiheit vor der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus. Wir haben das damals nicht gewußt. Aber manche von uns haben es zu spüren bekommen: Sie konnten nicht studieren, wie sie es beabsichtigt hatten; die Zulassung war erschwert – eine Parallele zur heutigen Situation, aber aus anderen Gründen.

Wir haben erst später erfahren, in welcher kulturellen Freiheit wir bis 1932 aufwachsen konnten. Dazu einige Beispiele aus unserem damaligen Schulleben: Wir haben im Religionsunterricht ‚Jeremias‘ gelesen, ein Drama des Juden Stefan Zweig. Wir haben im Deutschunterricht mit unserer verehrten Frau Schultz Ausstellungen von Käthe Kollwitz und Ernst Barlach besucht. Unsere Klasse hat in einer Vorführstunde für die Reichsschulmusikwoche ein Streichtrio von Paul Hindemith besprochen unter der Leitung unseres Musiklehrers Karl Meinberg. Diese Künstler – Stefan Zweig, Käthe Kollwitz, Ernst Barlach, Paul Hindemith – damals modern – waren unter den Nazis verfehmt und verboten.

Wir haben im Sommer Unterrichtsstunden auf den Hof verlegt und in der Runde diskutiert; die gelockerte Schulordnung war damals sehr neu! Und es gab im Laufe der Schulzeit schon Projekte, wie man heute mit einem modernen Ausdruck der Didaktik sagt – ein Projekt als eine Unternehmung, an der mehrere Gruppen und Fächer gemeinsam arbeiten – unsere Projekte waren damals die Landheimfeste, an denen wirklich die ganze Schule beteiligt war!



Ich zitiere aus einem Brief: ‚Wir waren ja während der Weimarer Zeit im Gymnasium. Und ich habe in meiner Schulzeit viele deutsche und geistige Werte in mich aufgenommen und nie vergessen.‘ Das hat Ruth Beermann aus Haifa/Israel jetzt an uns, ihre ehemaligen Mitschülerinnen, geschrieben. ‚... deutsche und geistige Werte in mich aufgenommen und nie vergessen‘: Wir in Deutschland können nicht ermes- sen, was es bedeutet, wenn eine Jüdin diese Worte in Israel denkt und schreibt.

Aber vielleicht ist es das gewesen, was uns unbewußt geholfen hat, nach den zwölf Jahren der Nazi-Herrschaft, die unsere Generation ja sehr bewußt erlebt hat, wieder anzuknüpfen an das, was vor 1933 in deutscher Kultur formend und be- stimmend gewesen war und was bereit gemacht hat, allem Neuen gegenüber nach 1945, das vorwiegend aus dem Ausland zu uns kam, ungeheuer aufgeschlossen und lernbegierig zu sein. Wir hatten sehr viel nachzuholen – Dichtung – Malerei – Musik – aber wir waren bereit dazu.“

Am 30. Januar 1933 wird Hitler Reichskanzler, und am 28. Februar setzt Hinden- burg mit der „Verordnung zum Schutz von Volk und Vaterland“ die verfassungs- mäßigen demokratischen Freiheiten außer Kraft.

Mathilde Ludendorff – Ehefrau des Generals – gründet die antichristliche Zeit- schrift „Am Quell deutscher Kraft“. Darin wird die germanische Mythologie wieder- belebt und die Rolle als Nur-Mutter und Hausfrau verherrlicht.

Erste Künstler und Intellektuelle verlassen Deutschland. Sigmund Freud schreibt dem Emigranten Einstein: „Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.“

Bücherverbrennungen durch die SA.

„Nach 50 Jahren auf das Abitur von 1933 zurückzublicken, erzeugt ausgesprochen gemischte Gefühle. Am Vorabend des schriftlichen Abiturs nahm unser Klassenlehrer, Herr Direktor Wülker, seine Klasse zu einem kleinen Ausflug mit, damit wir nicht noch bis zuletzt büffelten. Wieder zu Hause, erfuhren wir, was viel wichtiger als unser Abitur werden sollte: Adolf Hitler war Reichskanzler geworden. Es war der 30. Januar 1933.

So wird meine Generation mit anderen Maßstäben gemessen als irgendeine andere Generation.

Wir müssen uns fragen lassen, was wir uns damals eigentlich gedacht haben und wie wir es zulassen konnten, daß Hitler an die Macht kam. Ich selbst frage mich, und ich frage die Abiturienten von 1983: Ist das gerecht? In Wahrheit wußten wir

**Ruth Stachen geb. Lohmeyer,
Abitur 1933**



damals über die Bedeutung der Machtergreifung Hitlers so gut wie nichts. Etwas Vergleichbares war in der deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen, niemand hätte uns darüber aufklären können. Ein diktatorisches oder gar ein totalitäres System war etwas absolut Neues, vergleichbar auch nicht mit dem Kaiserreich, das meine Generation auch nur vom Hörensagen kannte.

Wir waren aufgewachsen in einem Jahrzehnt großer politischer Turbulenzen und wirtschaftlicher wie sozialer Nöte. Jeder hatte dieses auf irgendeine Weise zu spüren bekommen. Unter uns waren nicht wenige Kriegswaisen, und viele Eltern hatten in der Inflation von 1923 ihr ganzes Vermögen verloren.

Das ist das eine. Auf der anderen Seite verstand sich die Schule in jener Epoche noch ganz und gar als ein nach außen geschlossener geistiger Raum. Sie nahm an den politischen und sozialen Auseinandersetzungen in ihrer Umwelt nur verstohlen teil. Von uns Schülerinnen wurde erwartet, daß wir uns – schon wegen unserer Jugend – von den politischen Aktivitäten außerhalb der Schule fernhielten.

Aus der Sicht Eurer Generation mag dies unverständlich und befremdlich erscheinen. Ihr werdet unterstellen, die Politisierung der Gesellschaft sei damals total gewesen und hätte niemanden ungeschoren gelassen. In Wahrheit lebten wir Schülerinnen von alledem ziemlich abgeschirmt. Wir hatten unsere privaten Sorgen und Freuden, die sich vielleicht noch mehr auf den Schulerfolg bezogen als in der heutigen Zeit. Das Echo der Politik auf den Straßen und in den Parteien drang kaum bis zu uns.

In unserer Klasse hatten wir einige Jüdinnen, sie gehörten zu uns wie selbstverständlich. Wir hatten Lehrerinnen und Lehrer, die wir mochten und die wir nicht mochten. Ich kann mich nicht entsinnen, daß dabei politische Einstellungen eine Rolle spielten.

Was will ich damit sagen? Zeitgenossen erleben die Ereignisse, die aus geschichtlicher Sicht eine ungeheure Bedeutung erlangen können, meist gar nicht so aufregend und spektakulär. Wir hatten damals, glaube ich, weniger Angst vor der Zukunft als Eure Generation.

Was bedeutet dies für Sie, die Abiturientinnen von 1983? Sie leben in weitaus geordneteren und gesicherteren Verhältnissen auf einem hohen Wohlstandsniveau. Sie haben eine Schule durchlaufen, die sich der Gesellschaft gegenüber geöffnet hat. Sie wurden den großen Problemen der Zeit gegenübergestellt und haben gelernt, sich damit auseinanderzusetzen. Das alles und einiges mehr unterscheidet Sie von der Situation von 1933.“

**Karla Stille, Abitur 1934**

„Als wir Ostern 1924, nach den damals drei Grundschuljahren, in die Sophienschule eintraten, war die Inflation gerade vorüber, und es begannen die Jahre, die später als die ‚goldenen Zwanziger‘ bezeichnet wurden. Die Schule feierte ihr 25-jähriges Jubiläum, und es wurde beschlossen, ein Landheim zu erwerben. Zwei große Landheimfeste und Bausteine zu 50 DM, die unsere Eltern spendeten, brachten soviel Geld zusammen, daß ein Gasthof in Hambühren gekauft werden konnte, der sich als Schullandheim eignete. Schon 1927 durften wir zum ersten Male eine Woche im Landheim verbringen, und die Freude, mit der wir dieser Zeit entgegengesehen haben, hat sich jedes Jahr wiederholt. Auch heute noch erinnern wir uns gern an die schönen Landheimaufenthalte.

So gut, wie unsere Schulzeit in der Sophienschule angefangen hatte, endete sie nicht. 1930 begann die Weltwirtschaftskrise. Es gab Sparmaßnahmen und Notverordnungen, und die Zahl der Arbeitslosen nahm ständig zu. Aussichten, in den von uns erstrebten Berufen unterzukommen, bestanden nicht.

Die allgemeine Not und das Massenelend trugen mit dazu bei, daß 1933 Hitler zur Macht kam. Keine von uns hat damals geahnt, was dieser Regierungswechsel für Folgen haben würde, daß uns eine grausame Diktatur und der zweite Weltkrieg bevorstanden.

Erste persönliche Bekanntschaft mit der Diktatur machten wir im Herbst 1933. Da die Hochschulen überfüllt waren, wurde der Zugang zum Studium rigoros beschränkt. Es wurde uns mitgeteilt, nur jeder 10. Abiturient werde zum Studium zugelassen, und diejenigen, die zugelassen würden, hätten zunächst ein halbes Jahr Arbeitsdienst zu leisten. Die Entscheidung, wer studieren dürfe, werde die Regierung treffen.

Diese Verfügung lag als Schatten über unserem letzten Schulhalbjahr. Als wir vor 50 Jahren hier in der Aula unsere Reifezeugnisse entgegennahmen, war noch nichts entschieden. Keine von uns wußte, ob ihr ein Studium gestattet würde. Sicher war nur, daß sehr wenige die Erlaubnis bekommen würden. Eine Diktatur vermag die Verhältnisse schnell zu ändern. Schon nach einem Jahr waren die Hochschulen so leer, daß der Erlaß, der uns so viel Kummer gemacht hatte, wieder aufgehoben wurde und wir doch ein Studium beginnen konnten.“

1935 wird zum „Jahr des Deutschen Jungvolks“ erklärt. 95% des Jahrgangs 1926 werden aufgenommen.

Die Studentenverbindungen werden aufgelöst, und der PEN-Club wird verboten.



Hitler führt die allgemeine Wehrpflicht ein: „Jeder deutsche Mann ist wehrpflichtig. Im Kriege ist über die Wehrpflicht hinaus jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Dienstleistung für das Vaterland verpflichtet.“

Die „Nürnberger Rassengesetze“ werden erlassen.

1935

Der Gymnasiale Zweig mit den Pflichtsprachen Latein und Griechisch legt sein erstes Abitur ab.

1936

Der Gymnasiale Zweig legt das zweite Abitur ab und wird dann aufgelöst, da die Nationalsozialisten eine altsprachliche Bildung für Mädchen für überflüssig halten.

1936 erscheint das Buch von H. Teske: „Vormilitärische Schulerziehung“.

„Noch eine Besonderheit beim Abitur an unserer Schule soll nicht unerwähnt bleiben, und sie betrifft im besonderen unsern Abiturjahrgang. Wir Goldenen kommen aus Parallelklassen, die nach unterschiedlichen Bildungszielen und –inhalten unterrichtet wurden. Es gab neben der realgymnasialen Studienanstalt die gymnasiale Form. Bis Quarta lernten wir gemeinsam Englisch als erste Fremdsprache. Im realgymnasialen Zug (rg) wurden als 2. und 3. Fremdsprache Latein und Französisch gelehrt, und man befaßte sich mehr als im gymnasialen Zug mit Mathematik und Naturwissenschaften. Im gymnasialen Zug (g) wurde neben Latein auch Griechisch gelehrt; die g-Klassen erhielten eine echte humanistische Ausbildung im Sinne Humboldts.

Zweimal wurde vor dem Krieg ein gymnasiales Abitur abgelegt, 1936 mit uns zum letzten Mal. Es lebte nach dem Krieg wieder auf, unter der Schulleiterin Frau Oberstudiendirektorin Bernecker, und dann schaffte man es 23mal, bis eine Bildungsreform es sich anders erdachte.

Ich habe 1936 an der realgymnasialen Studienanstalt das Abitur bestanden. In den Jahren gab es die erwähnten Vorurteile nicht mehr. Es gingen zwar noch viele Mitschülerinnen in der Sekunda ab, die nicht studieren wollten oder es aus finanziellen Gründen nicht konnten. Die Zeiten waren nicht so rosig. Wir zahlten Schulgeld. In jedem Monat kam das Hausmeisterehepaar Keunecke mit einem großen Korb in die Klassen und kassierte. Auch das Studium mußte finanziell von den Eltern getragen werden.

In der mündlichen Prüfung wurden wir alle in der Vererbungslehre und Rassenkunde geprüft, ein Zugeständnis an die braune Zeit. Außerdem wurde jede in ihrem

**Dr. Friedel Beerhenke,
Abitur 1936**



Wahlfach geprüft. Ich hatte Physik. Wir erschienen am Prüfungstag, bei uns war es Fastnachtsdienstag, festlich gekleidet in der Schule. Das gesamte Kollegium war anwesend, ebenfalls in ein feierliches Dunkel gewandet. Dann wurde uns verkündet, in welchen Fächern wir noch eine Prüfung zu erwarten hatten. Wir mußten auf alles gefaßt sein. Ich glaube, man ist nie wieder mit so vielseitigen Kenntnissen gespeichert wie vor der mündlichen Abiturprüfung.“

1937

Direktor Wülker nimmt zum letzten Mal das Abitur ab und wird dann auf Grund des „Freimaurer-Erlasses“ in den vorzeitigen Ruhestand versetzt.

Das Reichsorganisationsamt der NSDAP gründet 1937 „Adolf-Hitler-Schulen“.

„Wir erlebten den Umbruch in der Politik von dem Weimarer Staat zur Nazizeit in der Obertertia, d.h. der heutigen 9. Klasse. Als Kinder und heranwachsende Jugendliche zunächst konfrontiert (ein Teil war noch in der bündischen und christlichen Jugend gewesen), dann integriert und pflichtgemäß vereinnahmt.

Vieles war für uns begeisterungsfähig, von Politik verstanden wir viel zu wenig, d.h. daß uns das Verheerende des Nationalsozialismus erst im Nachhinein zu Bewußtsein gekommen ist.

In der Schule wurde neben den Klassikern, dem ‚Faust‘, auch Hitlers ‚Mein Kampf‘ gelesen (allerdings in besonderen Abschnitten), und ich glaube kaum, daß eine von uns damals das ganze Werk wirklich durchgeackert hat und seine politische Konsequenz verstanden hat.

Erste Einbrüche in unserem Politikverständnis verursachten die Abgänge von Klassenkameradinnen, die Jüdinnen oder Halbjüdinnen waren. Dann bei der Abiturfeier die Gewißheit, daß unser verehrter Herr Direktor Dr. Wülker, der langjährige Leiter der Sophienschule, mit uns die Schule verlassen würde, weil seine politische Richtung nicht in die neue nationalsozialistische hineinpaßte.

Er war lange unser Klassenlehrer gewesen, und so berührte uns seine Abiturrede, die gleichzeitig seine Abschiedsrede war, besonders.“

1938 wird das gesamte jüdische Eigentum beschlagnahmt und die Verfolgung der Juden verstärkt.

In der nationalsozialistischen Schulreform wird die „Deutsche Oberschule“ zur Hauptform und das Gymnasium zur Nebenform erklärt.

**Charlotte Hüser geb. Schulz,
Abitur 1937**

**1938**

In den „Grüßen“ wird über „Neue Wege und Aufgaben“ berichtet, z. B. die Verkürzung der Schulzeit in den Oberschulen für Mädchen auf 8 Jahre, die Änderung der Klassenbezeichnung (arabische statt lateinische Zahlen), den hauswirtschaftlichen Unterricht.

**Hanne Walz,
Abitur 1938**

Lob der Neugier

(...)

Non scholae sed vitae – die armen Gören:
sie müssen es seit Jahrhunderten hören!
Als Schüler sieht man's nicht recht ein.
Was nützt mir Mathe, was soll mir Latein;
so tönt es oftmals aus den Bänken.
Oho: sie lehren euch logisches Denken!
Bei Ex-Scholären wird gemault:
sie haben uns Goethe und Lessing vergrault;
wir mußten soviele Aufsätze schreiben –
wie sollte da Neugier auf Klassiker bleiben?
Vergnüglich wird Literaturgeschichte,
greift ihr euch Lessings frivole Gedichte.
Schau Raabes heitre Geschichten an,
da funkelt's stilistisch wie bei Herrn Mann!
Mehr darüber zu sagen, führt hier zu weit.
(Heut nachmittag hab ich gern für Euch Zeit!)
Eins steht mal fest: es nahm zur Buhle
die Neugier sich die beste Schule.
Schon seit anno dazumal
gilt die Sophie als liberal,
ist nach wie vor besonders beliebt,
was uns allen Genuß gibt.
Sophia heißt Weisheit, und Philosophie
enthält ja buchstäblich im Worte sie.

Die Fürstin, die ihr den Namen gab,
gab oft sich mit Freund Leibniz ab.
Der wiederum wär ohne Neugier nicht
so gelehrt gewesen, ein kläglicher Wicht!
Auch Einstein wär nichts, desgleichen Plato,
nichts Aristoteles, auch nicht Cato,
denn auch für die res publica
bedarf 's Erfahrung – durch Neugier – ja.
Geht ihr von Sophie zu Alma nun über,
zur alma mater: nehmt Neugier mit rüber;
oder wo immer ihr weiterlernt:
gebt acht, daß sie sich nicht entfernt.
Ohne Neugier werdet ihr nichts im Beruf,
zu dem euch Neigung und Ausbildung schuf!
Auch in fernen Zeiten
laßt euch von der Dame begleiten.
Unendlich viel gibt's zu entdecken
in allen Weltregionen und -ecken,
Schönes und Gutes, auch Böses, Pikantes,
auf jeden Fall höchst Interessantes.
Seid ihr dann erst wie wir betagt,
euch niemals Langeweile plagt.
Oje: Langeweile! Ich eile zum Schluß
und stoppe meinen Pegasus. -
Wir wünschen, liebe Abeuntes,
Erfolg euch im Leben, viel Schönes, Bunes.
Und nochmal sag ich's euch eben:
das ganze lange Leben,
erst Neugier macht's zum echten Spaß.
Ein Vivat der Curiositas!“



Am 1. September 1939 beginnt der 2. Weltkrieg. Für die weibliche Jugend wird die Arbeitsdienstpflicht eingeführt.

1939

Die meisten Lehrer werden zum Kriegsdienst eingezogen, deshalb erteilen überwiegend Lehrerinnen den Unterricht.

„Der Arbeitsdienst, vor dem Studium Pflicht, wurde nach Kriegsausbruch verlängert, das Studium, wohl sonst die interessanteste und schönste Zeit im Leben eines jungen Menschen, litt unter den Kriegseignissen. Schicksalsschläge mußten verkraftet werden. Aber man wächst ja mit seinen Aufgaben. Und wir meisterten auch die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre. Wir mußten uns unseren Aufgaben stellen und haben sie, das glaube ich, auch ganz gut erfüllt.

Später hat man unserer Generation oft vorgeworfen, wir hätten in den Nachkriegsjahren dem materiellen Denken einen zu großen Stellenwert eingeräumt. Aber war das nicht natürlich nach den Jahren der Entbehrung? Es war wichtiger, sich um Essen für den nächsten Tag zu bemühen, um die Familie satt zu bekommen, als sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen.

Es war uns bewußt, daß in den schweren Zeiten viele Werte zu kurz kamen, die man uns in der Schule und im Elternhaus vermittelt hatte: Für uns kam die Rückbesinnung erst viel später, als wir wieder Boden unter den Füßen hatten und die Aufbauphase abgeschlossen war.“

„Vor 50 Jahren, einem ereignisreichen halben Jahrhundert, waren wir 18, als wir das Reifezeugnis zum Studium in den Händen hielten, aber noch keineswegs mündig, das wurden wir damals erst mit 21 Jahren.

Der Krieg hatte – entgegen aller Abi-Hochstimmung – unsere Zukunftsperspektiven in Frage gestellt, denn erst kam der Reichsarbeitsdienst, die Munitionsfabrik oder der Einsatz in kinderreichen Familien.

Es folgte die Bewährungsprobe für das Studium im praktischen Vierteljahr, bei mir mit Flurschrubben im Krankenhaus Siloah, Klobecken leeren, Betten bauen.

Zum Studium als würdig befunden, wurden aus Semestern vollgestopfte Trimester, nachts saß man mit seinen Lehrbüchern im Luftschutzbunker, in den Ferien wurde Fabrikeinsatz gefordert. Alles, was heute der Jugend das Leben verschönern kann und das Tor zur Welt öffnet, war uns versagt.

Vielleicht sind wir deshalb aber auch so dankbar für alles Positive in unserem Leben, denn es gab weitschauende Lehrer, die bestimmende Familie und treue Freunde.

**Helga Werther geb. Martin,
Abitur 1939**

**Dr. Helene Stube geb. Blume,
Abitur 1940**



**Renate König,
Abitur 1943**

Als Kinder unserer Zeit lebten wir für vorgegebene Ideale, die uns als Ziel gesetzt waren. Da von unserer Generation Angepaßtheit verlangt wurde, übernahmen wir auch den Glauben an die heile Welt, das heißt, wir waren überzeugt, daß sich die Menschheit zum Guten hin entwickelt. Über Untaten nachzudenken, war schon strafbar, sie auszusprechen, von der Todesstrafe bedroht. Halten wir fest: Zum Wohlverhalten erzogen, studierten wir größtenteils, was unsere Eltern für richtig erachteten.

Nach dem Krieg waren wir glücklich über die gewonnene Freiheit, die uns ermöglichte, über Bücher, Fernsehen und Kunst uns ein eigenes Urteil bilden zu können.

Wenngleich mir unvergessen blieb, was vor 20 Jahren ein Freund auf Besuch aus der DDR antwortete auf die Frage: ‚Was wirst du deinem Sohn als wesentlichen Eindruck von uns hier im Westen berichten?‘ – ‚Ihr habt in der BRD alles im Überfluß – auch die Freiheit.‘ Ich wurde doch sehr nachdenklich.“

1941

Die Elisabeth-Granier-Schule wird mit in die Sophienschule verlegt. Es wird Schichtunterricht erteilt.

„Dieses halbe Jahrhundert scheint wie ein tiefer Abgrund zwischen den Menschen von heute und damals zu klaffen. Kann es überhaupt eine Brücke geben? Die historischen Bücher über eine solche Zeitspanne würden ganze Bibliotheken füllen.

Was trennt – was verbindet Ihre Generation, liebe junge Abiturientinnen, und die unsere?

Zunächst: Unsere Eltern wählten gerade diese Schule für unseren Bildungsweg. Die ‚Sophie‘ war damals die einzige humanistische Mädchenschule in Hannover, die das Latein anbot. Heute können Sie außer dem großen Latein auch das Graecum erwerben. Darum könnte man Sie fast beneiden. Gerade in unserer heutigen, von der Technik bestimmten Welt halte ich humanistische Bildung als Hilfe zur geistigen Verarbeitung der uns bedrängenden Probleme für unverzichtbar.

Aus der Fülle der Vergleichspunkte zwischen 1943 und 1993 möchte ich nur vier ansprechen:

1943: Gerade hatte uns die Stalingradtragödie tief erschüttert

1993: Mitten in Europa, im ehemaligen Jugoslawien, tobt ein grausamer Krieg

1943: Schülerdasein in der Diktatur

1993: Schülerleben im demokratischen Staat

1943: Einseitige Information und Desinformation durch gleichgeschaltete Presse und Rundfunk



1993: Unübersehbare Informationsfülle, die oft eher verwirrend als klärend wirkt

1943: Aufnahme eines Studiums war erst nach ‚staatsbürgerlicher Bewährung‘ erlaubt; das bedeutete 14 Monate Arbeitsdienst oder sogenannten Kriegshilfsdienst

1993: In vielen Fächern herrscht numerus clausus und verzögert den Beginn des Studiums.“

Am 20. Juli wird ein Attentat auf Hitler verübt. Er überlebt den Anschlag. Eine große Anzahl von Hinrichtungen folgt, bei denen Gegner des Regimes eliminiert werden.

Bei dem großen Angriff im Oktober 1943 wird Hannover weitgehend zerstört.

8./9.Oktober 1943

Das Gebäude wird bei einem Bombenangriff stark beschädigt. Die Schule wird evakuiert, die Unterstufe nach Hasselfelde, die Mittel- und die Oberstufe nach Treseburg im Harz (s. den Beitrag über dieses Thema von Nina Rubbel).

„Alle goldenen Abiturientinnen bis heute haben hier an den Tag zurückgedacht, an dem sie 50 Jahre vorher selbst hier gesessen haben, um ihre Zeugnisse in Empfang zu nehmen. Nur wir können das nicht: Wir waren nämlich gar nicht hier, sondern 100 km entfernt im Harz.

**Dr. Barbara Tamm
geb. Scheuermann,
Abitur 1944**

Nach den schweren Luftangriffen im Herbst 1943 war Hannover ein Trümmerhaufen, und auch unsere Schule hatte so schwere Schäden erlitten, daß kein Unterricht mehr möglich war. So wurde der gesamte Schulbetrieb mit Schülerinnen und Lehrkräften in den Ostharz verlagert, unser Jahrgang nach Treseburg in das Hotel Forelle. Wir wurden kinderlandverschickt, wie man es damals nannte. Viele von uns waren ausgebombt, hatten nicht nur keine Schulbücher, sondern kein Zuhause und auch sonst überhaupt nichts mehr. So machten wir am Ende unserer Schulzeit für etwa vier Monate noch die Erfahrung des Internatslebens.

Wenn wir daran denken

... daß viele Lehrer eingezogen und durch Pensionäre und Aushilfskräfte ersetzt waren,
... daß der Unterricht während der Fliegeralarme im Keller stattfinden mußte – so haben wir Iphigenie bei Frau Schultz im Keller gelesen!

... daß bereits 1939/40 wegen Mangels an Heizmaterial die Weihnachtsferien verlängert wurden und in den Wintern darauf ein großer Teil der Schulen, auch unsere, geschlossen und der Unterricht in den übrigen im Schichtbetrieb natürlich verkürzt durchgeführt werden mußte, für uns im Ratsgymnasium abwechselnd mit der Lutherschule,



... daß nach nächtlichem Fliegeralarm der Unterricht in den ersten Stunden ausfiel – als die ersten schweren Angriffe 1943 einsetzten, hatte Hannover immerhin schon 350 Alarme hinter sich,

... daß wir alle wegen der Sorgen um Angehörige an der Front und wegen der Schwierigkeiten des täglichen Lebens, wozu auch immer die Beseitigung der ärgsten Bombenschäden in der eigenen Wohnung gehörte, sehr viel anderes im Kopf hatten als gerade die Schule,

dann kann man sich etwa die Situation vorstellen, in der sich Lehrer und Schüler Ende 1943 befanden.“

1945

Im Frühjahr verpflichtet die NS-Partei Frauen und Mädchen zum Hilfsdienst für den „Volkssturm“.

Im März marschiert die britische Armee in Hannover ein. Die Lebensmittelrationen in Deutschland werden verkürzt.

Am 9. Mai erklärt Deutschland die bedingungslose Kapitulation.

Im Juni werden die politischen Parteien neu gegründet.

Am 17. Juli wird das Reich in Besatzungszonen aufgeteilt.

Die Schweiz gewährt im September mehreren 100.000 Kindern europäischer Länder unentgeltlichen Erholungsaufenthalt.

Die UNESCO wird gegründet.

Die Berliner Universität eröffnet im November den Lehrbetrieb für 4000 Studenten.

1945

Im Sommer werden die Schülerinnen zum Ernteeinsatz herangezogen. Der Unterricht beginnt im Herbst zuerst im Schichtunterricht abwechselnd mit anderen Schülern.

Mit der Wiederherstellung des Gebäudes wird begonnen. In größeren Bauabschnitten wird das bis 1956 dauern.

**Annegrete Hölscher geb. Voss,
Abitur 1945**

„Es ist ein schöner Brauch der Schulen, ihre ‚goldenen‘ Abiturienten zur Entlassung des jeweiligen Abiturjahrgangs einzuladen. In unserem Fall war dies gar nicht so selbstverständlich, denn wer konnte oder hatte im Frühjahr 1945 in Deutschland Abitur machen können?



Zu dieser Zeit befanden wir uns im Arbeitsdienst (viele von uns in Oberschlesien) oder einem vergleichbaren Kriegseinsatz, aus dem wir auf den verschiedensten Wegen in die Heimat zurückfinden mußten.

Unsere Schulzeit endete im Herbst 1944 in Treseburg, dort wurden wir nach den Herbstferien mit der Nachricht überrascht, daß die Schulzeit für uns zu Ende sei und wir im Frühjahr 1945 die Reife zuerkannt bekämen, wenn wir den geforderten Kriegseinsatz nachweisen könnten.

Ohne die Diskussion um ‚Befreiung oder Niederlage‘ zum 8. Mai fortsetzen zu wollen – es sind ja viele eindrucksvolle Worte zu diesem Tag gesagt worden –, meine ich, daß sich unsere Empfindungen am besten mit dem Wort ‚Erleichterung‘ beschreiben lassen. Erleichterung, daß das Kämpfen, Schießen, Bomben beendet war. Aber noch nicht die viele Not und Bedrängnis und auch nicht das Sterben. Ich denke dabei an die vielen Soldaten, die aus der sowjetischen Gefangenschaft nicht zurückgekommen sind, oder an die, die als Folge von Inhaftierung, Vertreibung, Verwundung oder Krankheit ihr Leben lassen mußten.

Das Chaos war unübersehbar, die Sorge um Väter und Brüder, von denen Nachricht erwartet wurde, die Trauer um verlorene Angehörige und Freunde, der Verlust von Hab und Gut oder gar der Heimat beherrschte den Neubeginn.

Unvorstellbar war der Wiederaufbau, wie es dann geschah. Aus der Distanz von heute ist es einsehbar, daß sich unsere freiheitliche Demokratie wohl nur nach dem absoluten Untergang der Nazi-Herrschaft entwickeln konnte, obwohl man sich immer wieder fragt, warum noch so viele ihr Leben lassen mußten, als die Verantwortlichen doch schon längst erkannt haben mußten, daß so viel ehrliche Vaterlandsliebe und aufopferungsvoller Einsatzwille mißbraucht worden waren.

Sie haben uns zu dem heutigen Tag eingeladen, und wir sind gern gekommen. Warum? Weil wir die Sophienschule in guter Erinnerung haben. Und ein besonderer Aspekt ist die Zeit in Treseburg, dorthin war die Sophienschule mit der Oberstufe (die Unterstufe war in Hasselfelde) nach den schweren Luftangriffen im Oktober 1943 ‚ausgelagert‘ worden. Rechtlich gesehen war es ein ‚KLV‘-Lager, d.h. Kinderlandverschickungslager; diese waren eingerichtet worden, um Kindern aus vom Bombenkrieg bedrohten Großstädten einen ruhigen Schulbesuch, ohne Fliegeralarm in den Nächten, möglich zu machen. Geführt wurden die Lager in der Regel von einer BDM-Führerin, aber in unserem Fall haben wir wenig davon gemerkt, das ‚Sagen‘ hatte die Schulleitung.



Treseburg liegt im Ostharz im heutigen Landkreis Wernigerode (früher LK Blankenburg und bis 1945 zum Lande Braunschweig gehörig). Viele von uns sind seit dem Fall der Mauer dort gewesen. Heute kann man sich kaum vorstellen, daß wir es dort ein Jahr lang in einem kleinen Hotelzimmer mit nur einem Waschbecken für acht Schülerinnen ausgehalten haben. Diese Enge brachte naturgemäß menschliche Schwierigkeiten, aber auch Vertrautheit und die Notwendigkeit des ‚Sich-auf-einander-Einstellens‘. Auch viele frohe Ereignisse verbinden sich in unserer Erinnerung mit Treseburg und dem Hotel Forelle.

Den größten Respekt aber haben wir im Rückblick vor den Lehrerinnen und Lehrern, die uns dorthin begleiteten. Sie lebten in unmittelbarer Zimmernachbarschaft zu den Schülerinnen, mußten an jeder Malzeit teilnehmen, waren den ganzen Tag gefordert und hatten somit kein Privatleben mehr. Auch hatten wir nie das Gefühl, daß wir durch Indoktrination beeinflusst wurden, sondern trotz aller Vorgaben bemühten sich die Lehrkräfte, uns zu freien und denkenden Menschen zu erziehen.“

1946 wird die Care-Gesellschaft in den USA gegründet zum Versand von Lebensmittel- und Kleiderpaketen in die vom Krieg betroffenen Länder. Von 1946 bis 1947 werden etwa 4 Millionen Care-Pakete nach Deutschland verschickt.

Die ersten Wahlen in der „Ostzone“ ergeben eine Mehrheit für die SED. Die FDJ wird gegründet.

Im November finden erste Landtagswahlen in den westdeutschen Ländern statt.

„Meine Klasse war auch, wie die ganze Schule, kinderlandverschickt und hat das letzte richtige Abitur im Frühjahr 1944 in Treseburg hautnah miterlebt. Der darauffolgende Jahrgang wurde im Herbst 1944 in den Arbeitsdienst entlassen. Wir wurden dann noch für den Arbeitsdienst gemustert, aber bis April 1945 zurückgestellt.

Der Kriegsverlauf veranlaßte unsere damaligen Lehrerinnen, Anfang April 1945 das Lager aufzulösen und die Schülerinnen nach Hause zu schicken, bevor die Amerikaner kamen. Die unteren Klassen hatte man schon früher aus Hasselfelde geholt. Unser Direktor Dr. Bartels war kurz vorher, infolge Denunziation, in Blankenburg inhaftiert und erst bei Kriegsende wieder entlassen worden. Viele Mitschülerinnen hatten sich schon vorher abgesetzt und waren nach Hause zurückgekehrt. Die anderen wurden mit dem notwendigsten Gepäck von der Wehrmacht in LKWs verfrachtet und entweder nach Goslar oder Hannover gebracht, zum Teil auch in Busse umgeladen, denn Züge verkehrten nicht mehr. Wie diese Transporte klappten, ist mir noch heute ein Rätsel.

**Lore Köster geb. Kirch,
Abitur 1946/1947**



Hannover war aber nicht für alle Endstation, denn viele Familien hatten nach der Ausbombung eine Unterkunft außerhalb der Stadt gefunden, da hieß es, wie dahin kommen?

Zum gleichen Zeitpunkt ließ der Gauleiter, der sich längst in Sicherheit gebracht hatte, in Hannover Flugblätter verteilen mit dem Aufruf zum ‚fanatischen Einsatz‘ und der Parole ‚Lieber tot als Sklave‘. Wer dachte da an Schule?

Als dann der unglückselige Krieg am 8. Mai endlich vorbei war, begann die Entnazifizierung der Beamten, u.a. auch der Lehrer. Unser verehrter Direx Dr. Bartels mußte seinen Direktorposten, meines Erachtens ungerechterweise, an unserer Schule aufgeben.

Aber ehe die Militärregierung sich über die zukünftigen Lehrpläne einig war, beschloß sie, uns anderweitig zu beschäftigen. So mußten z.B. wir, das waren überwiegend Schülerinnen aus Kirchrode, aber auch von anderen Schulen, für eine Gärtnerei arbeiten, die u.a. den Auftrag hatte, die Obstplantage der Brüder Bahlse in Ordnung zu halten und zu bewirtschaften, das hieß damals, die Flächen zwischen den Obstbaumreihen mit Gemüse nutzbringend zu bebauen. Ein alter Arbeiter und ein sicher nicht weniger altes Pferd gehörten zum Inventar und pflügten die zu bearbeitenden Flächen. Irgendwann entdeckten wir, daß unter das Pferdefutter wunderbares Gebäck gemischt war. Wir klaubten uns die Waffeln mit Schokolade und andere Kekse heraus, wuschen sie unter der Pumpe ab und genossen so etwas lang Entbehrtes.

Als die Gartensaison zu Ende war, gab es eine Überraschung: Wir bekamen nachträglich, für die ganze Arbeitszeit, zusätzlich Lebensmittelmarken, Schwerstarbeiterzulage, das war damals mehr wert als Geld.

Da ich im Oktober meinen 18. Geburtstag feierte (wir wurden erst mit 21 Jahren volljährig, aber der 18. Geburtstag war schon immer ein wichtiges Ereignis auf dem Weg zum Erwachsenwerden), kochte meine Mutter für die Geburtstagsgäste ein wunderbares Festessen, einen Bohneneintopf mit viel Fleisch.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir noch in unserem Haus in Kirchrode, mit einer schönen Diele zum Tanzen. Später wurden wir, wie viele andere auch, ‚ausgeengländert‘, so nannte man das damals, wenn Privathäuser beschlagnahmt wurden.

Mit Tanzen brachten wir unsere Lebensfreude zum Ausdruck. Tanzstunde, Hausbälle (das waren die Tanzvergnügen zu Hause), alles war bislang verboten gewesen. Wir hatten einen ungeheuren Nachholbedarf.



Im November 1945 fing dann endlich die Schule wieder an, auf die wir uns mächtig freuten, weil wir ja auch einmal fertig werden wollten; allerdings wurden alle Schülerinnen eine Klasse zurückgestuft.

Die Umstände, unter denen wir in diesem Winter Unterricht hatten, waren auch ziemlich ungewöhnlich. Heizmaterial war knapp, so saßen wir mit Muff, Handschuhen und anderen wärmenden Kleidungsstücken in der Klasse. Unsere Fahrschüler kamen oftmals nicht rechtzeitig zum Unterricht, weil die damals noch mit Kohlen beheizten Lokomotiven nicht genug Feuermaterial hatten und die Züge deshalb häufig nicht pünktlich ankamen.

Mit Beginn der Schule setzte für uns auch eine Schulspeisung ein, das waren Milchsuppen in verschiedenen Varianten, eine Spende der amerikanischen Quäker.

Wir hatten an der Sophienschule vor- oder nachmittags Unterricht, abwechselnd mit der – mit der Herschelschule zusammengelegten – Leibnizschule. Im Haus neben der Schule (dort wohnte auch die Familie von Dr. Bartels), gab es auch noch Unterrichtsräume, in denen 1945/46 Kriegsteilnehmer ihr Abitur in Kurzlehrgängen nachholten. Wir trafen uns nur mittags zur Suppenverteilung. Um den Abstand zu wahren, war der Schulhof durch einen weißen Strich in zwei Hälften geteilt, damit die Schulspeisung getrennt eingenommen werden konnte.

Anfang 1946, als wir eigentlich schon hätten fertig sein sollen, lag nun noch ein ganzes Jahr vor uns. Wir hatten noch viel nachzuholen, lediglich Geschichte war vom Stundenplan gestrichen.

Weil im Winter 1946/47 die Kohlen wohl ganz zur Neige gegangen waren, zogen wir in die Wilhelm-Raabe-Schule um, in der wir dann später auch unser Abitur machten. Wenn ich richtig informiert bin, wurden in der Wilhelm-Raabe-Schule nur Abiturientinnen unterrichtet, auch von anderen Schulen; die anderen Klassen hatten anscheinend Kohleferien. Es war ein besonders harter Winter, im Oktober schon 10 Grad kalt.

Wir wurden übrigens 1946 von Klasse 7 nach Klasse 12 versetzt; auch damals gab es schon Reformen, die aber sicher nicht so einschneidend waren wie die, welche es nach unserer Schulzeit gegeben hat.“

1947 beginnen mit dem Marshallplan finanzielle Hilfe und Sachlieferungen für Europa.

1947

Dank der Papierspende Ehemaliger erscheinen die „Grüße“ wieder, nun unter dem Titel „Neue GrüBe“.



„Wir blieben in Treseburg bis Anfang April 1945. Das Kriegsende stand vor der Tür. Unserm Direktor Bartels war von der nationalsozialistischen Partei nahe gelegt worden, uns zu Werwölfen – sprich Partisanen – ausbilden zu lassen. Dies wurde von ihm strikt abgelehnt, woraufhin er verhaftet wurde.

So besuchten wir also im November 1945 wieder mit frischem Mut unsere alte, arg ramponierte Sophie. Wir waren alle inzwischen um die 18 Jahre alt. Da erstmals ein zwar entbehrungsreiches, aber ungestörtes, normales Leben für uns möglich war, besuchte meine Klasse geschlossen die Tanzschule Else Franke, eine hannoversche Institution. Feuerung, Getränke und Nahrung waren, sofern vorhanden, mitzubringen. So auch zu den bald stattfindenden ‚Hausbällen‘, wie man die Veranstaltungen im häuslichen Bereich nannte. Es waren die schönsten Feste damals, unsere aufgestaute Lebensfreude machte allen Mangel wett.

An den Winter 1945/46 habe ich ansonsten keine besondere Erinnerung, obwohl es sicher für uns alle hart war. Der Sommer ging ins Land, und dann kam der Abiturwinter 1946/47. Ein äußerst kalter Winter, der zudem mit einer immer schlechter werdenden Versorgung in allen Bereichen einherging. Zu dieser Zeit kamen die ersten Care-Pakete aus Amerika, heiß begehrt, auch wegen der schon fast in Vergessenheit geratenen Köstlichkeiten, wie Kaffee, Schokolade und ähnlichem. Ferner erhielten wir täglich in der Schule warme Milchsuppe – die Quäkerspeisung. Organisationstalent war in den Familien genauso gefordert wie ein enormes Maß an Anpassung, denn jeder lebte mit den Seinen und oft auch mit Fremden auf engstem Raum.“

Auf Befehl der westalliierten Kommandanten wird im Juni 1948 mit der Währungsreform die DM als gesetzliches Zahlungsmittel eingeführt.

Die Berlinblockade beginnt am 24. Juni, und am 25. Juni setzt die Luftbrücke ein.

Am 20. August errichten Vopos eine Stacheldrahtgrenze am Potsdamer Platz in Berlin.

Auf Initiative von Studenten wird die „Freie Universität Berlin“ gegründet als Antwort auf die Unterdrückung der politischen und wissenschaftlichen Freiheit an der Ostberliner Humboldt-Universität.

„Herzliche Gratulation Ihnen allen, die Sie das Abitur, die Reifeprüfung 1998 ablegten, Sie, die Sie 50 Jahre jünger sind als wir, aber auch 50 Jahre später in diese Welt hinein geboren wurden.

**Christa Wente geb. Gräfenkämper,
Abitur 1947**

**Lotte Mahnenholz,
Abitur 1948**



Dieser Blickwinkel ermutigt mich, nicht – wie es 1998 naheliegen könnte – auf Themen wie die Währungsreform im Juni 1948 und 50 Jahre DM, Luftbrücke, die bevorstehende Währungsunion, oder aber das Vereinte Europa, mit allen, auch bildungspolitischen Konsequenzen in meinem Redebeitrag Bezug zu nehmen.

Vielmehr bitte ich Sie, verehrte Festversammlung, diesen Tag der Abiturfeier zum Anlaß zu nehmen, mit mir nachzudenken und mir ganz pragmatisch zu folgen, wenn ich Kerschensteiner (1854-1932) zitiere: ‚Bildung ist das, was bleibt, wenn man alles vergessen hat‘, um erinnernd einen Bogen zu unserem Erleben vor einem halben Jahrhundert zu schlagen.

Wir wurden vor der Erfindung des Fernsehens, des Penicillins, der Tiefkühlkost und des Kunststoffs geboren und kannten Kontaktlinsen, Xerox und die Pille noch nicht. Mehl und Zucker gab es in Tüten und nicht in Geschenkpackungen, und wir liefen schon auf der Straße herum, als man noch für 5 Pf. ein Eis, einen Beutel Studentenfutter oder eine Flasche Knickerwasser kaufen konnte. Bevor Kreditkarten, Telefax, die Kernspaltung, Laser und Kugelschreiber zur Verfügung standen, waren wir schon da.

Erklärt das vielleicht die ‚Kluft zwischen den Generationen‘, auf die so oft hingewiesen wird?

Geschirrspüler, Wäschetrockner, Klimaanlage, Last-Minute-Flüge gab es noch nicht, und der Mensch war auch noch nicht auf dem Mond gelandet.

Vielleicht brauchten wir deshalb auch kein BAFÖG, keinen numerus clausus, nicht die Zentrale Vergabestelle für Studienplätze. Niemand hätte je daran gedacht, daß Versetzung ein Verwaltungsakt sei und ‚Sitzenbleiben‘ durch Judikatur korrigiert werden könnte.

Aber wir haben gelacht, gelebt und überlebt, geliebt, gelernt und erinnern uns noch heute an kreative Lösungen im Schulalltag des zerbombten Hannover nach 1945.

Als man entdeckte, daß es einen Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt, waren wir noch nicht dabei, aber haben die erste Geschlechtsumwandlung noch miterlebt. Ja, und wir sind sicher die letzte Generation, die so dumm war zu glauben, daß eine Frau einen Mann heiraten muß, um ein Baby zu bekommen. Wir haben erst geheiratet und dann zusammengelebt. Mit jemandem zu gehen, hieß fast schon verlobt zu sein.

Wir waren da, bevor es den Hausmann, die Emanzipation oder die Selbstfindung gab, Aussteiger oder die computer-gestützte Heiratsvermittlung. Zu unserer Zeit gab



es noch keine Gruppentherapie, Sonnenstudios, kein Kindererziehungsjahr für Väter und keinen Zweitwagen, es gab aber auch keine Diskussionen über sogenannte Lernorte oder Bildungstransferprobleme.

Damals hatten wir noch keine Musik vom Tonband oder die New-Yorker-Symphonie via Satellit gehört. Arbeitslosigkeit war eine Drohung und noch kein Versicherungsfall. Es gab auch keine elektronischen Schreibmaschinen, künstliche Herzen, Joghurt und Jungen, die Ohrringe trugen. Schon gar nicht Jungen als Mitschüler an der Sophienschule.

Allerdings gab es auch in unserer homogenen, festgefügtten Klassenstruktur keine multikulturellen Erfahrungen, Mitschülerinnen anderer Nationalitäten oder Herkunftsländer oder gar nicht-christlicher Religionsausübung.

Meinungsvielfalt und Meinungsfreiheit oder ein differenzierendes, kritisches politisches Denken konnten erst spät, nach der Schulzeit, gelernt werden. Die Öffnung der Welt, wie wir sie heute erleben, mit völlig neuer Qualität der Wahrnehmung und der Persönlichkeits- und Schulbildung wäre vor 5 Jahrzehnten undenkbar gewesen.

Ist von daher eine Kluft zwischen den Generationen unausweichlich? – Gibt es sie überhaupt?

Wir haben, insbesondere in den Kriegsjahren, der Zeit der Kinderlandverschickung mit Direktor Bartels und der Zeit nach 1945 extreme Lebenssituationen durchgestanden, die extreme Gefühle, oft Rat- und Verständnislosigkeit und Lebensbedrohung auslösten, in denen die Klasse und die Gemeinschaft der Sophienschülerinnen auch Familienersatz waren und Nähe gaben. So lernten wir schon als Kinder, im intensiven Miteinander Gegensätze zu bewältigen, soziale Kräfte bewußt und sinnbezogen zu erleben, Solidarität in der Gemeinschaft und mit Schwächeren zu entwickeln. Schlüsselqualifikationen würde man heute dazu sagen.

Damals haben wir Briefe mit 6-Pfennig-Marken frankiert, und wir konnten für 10 Pf. mit der Straßenbahn von einem Ende der Stadt bis zum anderen fahren. An ein Datenschutzgesetz dachte niemand, statt dessen haben wir unsere Geheimbotschaften wirkungsvoll in griechischen Buchstaben abgefaßt, damit unsere Mütter, die Lehrkräfte o.a. sie nicht lesen konnten.

Überwiegen hier wohl Zeichen einer ‚Kluft zwischen den Generationen‘, oder könnte man vielleicht vergleichbare Grundpositionen erkennen mit den ‚Zeichen der jeweiligen Zeit‘?



Wir taten fast alles selber und mußten mit dem auskommen, was wir hatten. Zu glauben, daß der Staat uns schließlich noch versorgen wird, wenn wir vorher über unsere Verhältnisse gelebt hätten, wäre undenkbar gewesen. Wer mehr ausgab, als er einnahm, war ein Bankrotteur. Und ‚Bock‘ mußten wir immer haben.

Es gab noch keine Frauenbeauftragten oder Gleichstellungsbüros, höchstrichterliche Entscheidungen zur Chancengleichheit, auch affektiv besetzte Wortschöpfungen wie Feminismus oder Frauenquorum kannten und brauchten wir nicht. Vielmehr war es typisch und selbstverständlich für unsere Generation, daß wir allein und individuell aufbrachen in eine von Männern (darunter vielen Kriegsheimkehrern) dominierte Welt: in den Berufsalltag oder die Universität.

Wettbewerbsdruck in einer qualitativ so andersartigen, modernen Berufswelt der ‚Zuteilungsgesellschaft‘, in der jetzt Menschen durch Rechner ersetzt werden können, war unbekannt.

So blieb uns auch der heutzutage so belastende, oft krankmachende Leistungsdruck erspart, der fröhliche, intelligente junge Menschen zu ehrgeizig funktionierenden Einzelkämpfern zu verändern droht.

Vor einem halben Jahrhundert gingen wir voll Zuversicht und Freude, mit Hoffnung und Visionen ins Leben, schmiedeten Pläne und entwickelten die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen. Ein hilfreicher ‚Ertrag‘ der Schulzeit, wie ich meine.

Wenn meine Ausführungen auf Sie, verehrte Festversammlung, wie eine Lobesrede auf eine nur rosige Sophieschulzeit bis 1948 wirken sollte, bitte ich, das zu entschuldigen. Im Alter neigt man halt leicht dazu, zu beschönigen oder auszublenden, auch wenn es gewiß vieles in dieser historisch bedeutsamen, schlimmen Zeit gab, was wir schlicht nicht gut und bedrückend fanden oder nicht verstanden.

Ich bin überzeugt, das haben wir Ehemaligen alle – mal eher, mal später – ähnlich erlebt und erfahren. Wir haben alles überlebt und sind der Statistik zufolge die gesündeste, aktivste und mobilste Generation.“

Am 23. Mai 1949 wird die Bundesrepublik Deutschland gegründet und das Grundgesetz in Kraft gesetzt.

Die DDR wird am 30. Mai gegründet.

Am 14. August sind die ersten Bundestagswahlen.

**Eva Gellinek geb. Humburg,
Abitur 1949**

„Eines haben wir in diesen Jahren gelernt: mit den unterschiedlichsten Bedingungen fertig zu werden und uns einen gesunden Optimismus zu bewahren. Wir waren recht bescheiden – als wir unsere Reifezeugnisse erhielten, wußten wir, daß wir wenig wußten.

Hatten wir so etwas wie einen Lehrplan? Die beruflichen Möglichkeiten waren nicht so weit gefächert wie heute. Um einen Studienplatz zu bekommen, mußten wir eine Aufnahmeprüfung machen, und in manchen Studiengängen waren junge Frauen noch eine Seltenheit. Als ich für mein Architekturstudium ein Praktikum auf dem Bau machen wollte, sah mich der alte Polier fassungslos an und sagte: ‚Mädchen, was soll ich denn mit *dir* machen?‘

Ich glaube, für uns alle gehörten Ehe und Kinder ganz selbstverständlich zu dem Bild, das wir uns von unserer Zukunft machten. Darüber, wie das mit der Arbeit in einem Beruf zu verbinden sein würde, machten wir uns wenig Gedanken – manche von uns haben das in bewundernswürdiger Weise geschafft, für andere, wie auch für mich, war es nicht möglich, und wir haben uns, wenn auch mit leisem Bedauern, ganz unseren Kindern gewidmet. Das war damals, ohne Pampers, sogar ohne Waschmaschine, ohne Fertignahrung und mit knappen Kindergartenplätzen, ein ‚full-time-job‘.

Aber eines haben wir für unser Leben mitgenommen, etwas, wozu uns diese Schule erzogen hat: selbständig und kritisch zu denken und lebenslang weiter zu lernen. Dazu gab es reichlich Gelegenheit: Während uns die Kriegs- und Nachkriegszeit in mancher Hinsicht um Jahrzehnte zurückgeworfen hatte, erlebten wir nun eine rasante technische Entwicklung. Vieles haben wir mit Begeisterung und Dankbarkeit aufgenommen, manches mit Skepsis verfolgt, in den letzten Jahren blieb uns manches auch fremd.

Schließlich haben wir auch 60 Jahre deutscher Geschichte bewußt miterlebt. Im Nationalsozialismus waren wir Jungmädels, den Krieg erlebten wir mit vielen Ängsten und Einschränkungen, wir mußten uns abfinden mit der Teilung Deutschlands, waren dabei, als die Bundesrepublik gegründet wurde, und freuten uns vor 10 Jahren über die unerwartete Wiedervereinigung. Wir waren dankbar für den wirtschaftlichen Aufschwung, obwohl die meisten von uns erst sehr spät davon profitierten, denn fast alle fingen wir unser erwachsenes Leben so bescheiden und ärmlich an, wie es heute nicht mehr vorstellbar ist.

Dabei waren wir wohl politisch eher passive Jahrgänge. Wir hatten zwar die Regeln der Demokratie gelernt, überließen aber die aktive Umsetzung den Älteren



und den Männern – wir waren mit dem Aufbau unseres eigenen kleinen Lebenskreises zu sehr beschäftigt. Und wir waren zwar ‚emanzipiert‘, aber keine Feministinnen und hatten es sehr schwer, uns gegen die Männer zu behaupten.“

7.-10.10.1950

Das 50-jährige Bestehen der Sophienschule wird im eigenen Gebäude mit festlichen Tagen begangen.

Der größte Teil der Erinnerungen ist den Reden „Goldener Abiturientinnen“ entnommen, die in den „Grüßen“ des Ehemaligen-Bundes der Sophienschule veröffentlicht sind.

Die Ausschnitte wurden zusammengestellt von Barbara Schöne-Harms

Weitere Quellen:

„Der Spiegel“ Nr. 25/99; „Der große Brockhaus“; Popp, Georg, „Große Frauen der Geschichte“; Jung, Kurt M., „Weltgeschichte in einem Griff“; Stein, Werner, „Kulturfahrplan“; „<http://www.b.shuttle.de/b/hwos/hilde.htm>“

HANNOVER: Kultur, Sophienschule, Tanzstunde

Das Einleben in Hannover fiel mir schwer. Die große Stadt, das flache Land, das windige, regnerische Klima, die zurückhaltende Mentalität der Menschen, all das machte mir zu schaffen. Die Mitschülerinnen in der Sophienschule, einer Realgymnasialen Studienanstalt für Mädchen mit den drei Pflichtsprachen Französisch, Englisch und Latein, sahen für mich fast wie Nonnen aus in ihren schlichten Kleidern mit weißen Kragen. Ich hatte das Gefühl, daß im Vergleich dazu meine buntfarbigen Kleider ebenso unangenehm auffielen wie meine mangelnde Scheu, in der Musikstunde ein Solo zu singen. [...]

In der Rückschau wird mir klar, daß wir Mädchen während unserer Schulzeit in der Sophienschule in Hannover eine gewisse Immunisierung gegen den herandrohenden Nationalsozialismus empfangen haben. In vielen Jungenschulen war das anders. Von zeitgenössischer Politik war zwar in diesem Mädchengymnasium nicht die Rede, der Name Rosa Luxemburg etwa tauchte nicht auf. Mein Vater nannte sie „die rote Megäre“, worunter ich mir nichts vorstellen konnte, ich fragte aber auch nicht nach. Das Fach Gemeinschaftskunde gab es nicht, im Geschichtsunterricht



ging es nach dem Grundsatz «Männer machen Geschichte», und diese Geschichte machten Männer mit Kriegen. Sozialgeschichte oder Wirtschaftsgeschichte gehörten nicht zum Lehrplan. Aber vom großen kulturellen Aufbruch der zwanziger Jahre haben wir eine Ahnung bekommen und von den reformpädagogischen Ideen dieser Zeit profitiert, durch die einige unserer Lehrer und Lehrerinnen geprägt waren. Das waren liberale Leute ohne autoritäres Gehabe. Unser Geschichtslehrer war Demokrat, die Deutschlehrerin und die Religionslehrerin waren sozialdemokratisch orientiert, so hieß es.

Ich nenne drei Beispiele. Erstens: Unsere Zeichenlehrerin (sie sah so lieb aus, wie sich ihre Berufsbezeichnung anhört, hatte aber sehr wache helle Augen unter den grauen krausen Haaren) ging mit uns in Ausstellungen zeitgenössischer Kunst, schärfte unseren Blick, unser Wahrnehmungsvermögen am künstlerischen Objekt und lehrte uns, unvoreingenommen auch an zunächst befremdliche künstlerische Aussagen heranzugehen. In den Zeichenstunden durften wir uns selbst an Ungegenständlichem versuchen. Das war eine Art „Feiung“. Entsetzt und empört ging ich wenige Jahre später durch die Wanderausstellung „Entartete Kunst“ (1936), deren Objekte die nationalsozialistischen Kulturmachthaber aus den deutschen Museen und Künstlerateliers zusammengestohlen hatten. Den farbenleuchtenden Expressionismus, die ganze Palette derer, die heute zur „klassischen Moderne“ gerechnet und hoch gehandelt werden, die sozialkritischen, prophetischen Antikriegswerke von Käthe Kollwitz, Ernst Barlach, George Grosz, Otto Dix und vielen anderen. Entartet? „Ostische Untermenschen“ sollten die schweren bäuerlichen oder proletarischen Modelle der Kollwitz und Barlachs sein? „So sieht eine deutsche Mutter nicht aus“, hieß es offiziell.

Zweites Beispiel: Die rein biologistische Wertung der Frau seitens der Nationalsozialisten hat mich abgestoßen und erbost. Frau gleich Mutter. Wieso eigentlich nur Mutter, fragte ich. Bin ich als ein Mensch im Seinsmodus des Weiblichen (ich benutze hier die Formulierung von Hanna Wolff in ihrem Buch *Jesus, der Mann*, Stuttgart 1975) nicht zu weiteren, breiteren Möglichkeiten angelegt, so wie ein Mensch im Seinsmodus des Männlichen es auch ist? Gerade die beiden Lehrpersonen, die mich als Persönlichkeiten am stärksten beeindruckt haben, waren keine Mütter, aber Menschen im Seinsmodus des Weiblichen, also Frauen: unsere dicke, äußerlich unscheinbare Deutschlehrerin, von der man munkelte, daheim rauche sie Pfeife, und die schicke junge Religionslehrerin mit ihrem kurzen, strengen Haarschnitt, in deren Stunden die Diskussionswogen hochgingen, so über Karl Barth und Friedrich Gogarten.



Im Deutschunterricht lasen wir viel Goethe. Ich liebte vor allem den strahlenden scheiternden Egmont, seine Worte vom „Leben als schöne freundliche Gewohnheit des Daseins“ und die herrliche poetische Erfindung Goethes, daß dieser Egmont es vermag, angesichts des kurz bevorstehenden Todes auf dem Schafott noch einmal müde und ruhig in den Schlaf zu sinken. Wir lasen aber auch die berühmte Anthologie expressionistischer Lyrik *Menschheitsdämmerung*, die 1920 von Kurt Pinthus herausgegeben wurde. Wir lasen *Die Weber* von Gerhart Hauptmann und Arbeiterdichter wie Lersch, Gerrit Engelke, Karl Bröger und Theodor Däubler. Die Lektüre von Thomas Manns Romanen *Die Buddenbrocks* und *Tonio Kröger* führte bei mir zu einer lebenslangen Faszination. Die Bücherverbrennungen durch die Nazis einige Jahre später waren ein Schock für mich. Thomas Mann auf dem Scheiterhaufen?! Es war nicht zu fassen. Aber auch den Goetheschen Freiheitshelden Egmont ereilte sein Nazi-Schicksal: Gegen Ende des Krieges verbot der Reichsdramaturg den deutschen Theatern die Aufführung des Stückes.

Drittes Beispiel: Unser Geschichtslehrer, gleichzeitig Direktor unserer Schule, las mit uns in der Geschichts-Arbeitsgemeinschaft *Memoiren*, Literatur über den vor neun Jahren beendigten Ersten Weltkrieg. Diese Form des Unterrichts war damals etwas vollkommen Neues. Wir lernten, wie verschieden von verschiedenen Autoren über ein und dieselbe Sache geurteilt werden kann, nämlich, um mich eines Begriffs von Jürgen Habermas zu bedienen, entsprechend dem jeweiligen erkenntnisleitenden Interesse. Wer eine solche Anleitung einmal erfahren hat, der hat es leichter, sich gegen Verabsolutierung, gegen Indoktrinierung zu wehren. [...]

Nachstehend zitiere ich aus den Schlußsätzen meiner Ansprache als „goldene“ Abiturientin bei der Abiturienten-Entlassungsfeier 1978 in der Sophienschule: „Euch Jungen möchte ich sagen: Seid wach, seid kritisch, drückt euch nicht vor Politik, werdet aktiv, ergründet das Interesse derer, die von euch eines Tages verlangen könnten, Vernunft und Humanität zu vergessen. Laßt euch nicht für einen neuen Krieg mißbrauchen, manchen dauert der Nichtkrieg bereits zu lange. Macht euch kein Feindbild, laßt euch kein Feindbild einreden. Seid neugierig auf das Fremde, offen für das Andere, habt den Mut, es insgesamt als humanen Reichtum zu empfinden, weit über abendländische Tradition hinaus. Das Glück ist eine Eigenschaft des Mutes, nicht der Angst. Unsere Erde, der blaue Stern, wie die Astronauten sie sehen können, ist schön. Lassen wir alle nicht zu, daß sie ein weiteres Mal verwüstet oder gar in die Luft gesprengt wird. In Abwandlung von Friedrich Schiller: ‚Das Leben ist der Güter höchstes‘.“

Gertraude IIs



Der Rückblick ist der Autobiographie von Frau Dr. phil. Getraude IIs, Theaterwissenschaftlerin, Jahrgang 1909 („Erinnerungen“), und zwar einem von der Verfasserin selbst herausgegebenen Sonderdruck: «Nun gehen Sie hin und heiraten Sie!» Die Töchter der Alma mater im 20. Jahrhundert, Isolde Tröndle-Weintritt, Petra Herkert (Hg.), Kore-Verlag, 1997, S. 108 ff., entnommen.

Frau IIs dürfte eine der ältesten noch lebenden ehemaligen Sophienschülerinnen sein. Sie zeigt immer noch Interesse an der Schule und hat der Veröffentlichung eines Auszugs aus ihrer Autobiographie in der Festschrift zum Schuljubiläum gerne zugestimmt.

Renate Brombacher

Erinnerungen an neun Jahre Sophienschule von 1940 bis 1949

An die Aula der Sophienschule kann ich mich noch sehr gut erinnern. Zu Weihnachten 1940 – damals sehr klein von Gestalt – hatte ich die Weihnachtsgeschichte (Markus-Evangelium 2. Kapitel) von der mir riesig erscheinenden Bühne vorzutragen. Ferner erinnere ich mich, daß an jedem Montagmorgen eine kurze Feierstunde in der Aula stattfand, bei der Herr Oberstudiendirektor Bartels einige besinnliche Worte sprach und geistliche oder auch fröhliche Lieder gesungen wurden, begleitet sehr häufig durch den Musiklehrer am Flügel. Eine den Wochenanfang einleitende Feierstunde habe ich erst wieder in einem von Quäkern unterstützten Internat in York/England erlebt, wo unsere Tochter Beatrix sich für 6 Wochen zur Teilnahme am dortigen Schulunterricht aufhielt. Die Feierstunden in der Aula waren für mich sehr eindrucksvoll. Sie mahnten uns Schülerinnen, die uns betreffenden Pflichten einzuhalten.

Die Aula

An unseren Deutschlehrer, Herrn Dr. Denker, erinnere ich mich noch in ganz besonderer Weise. Er verpflichtete uns, den Spruch zu erlernen:

Lehrer

„Es gibt ein Wort, das Berge versetzt und das heißt: ‚Ich will!‘“

Das hat sicherlich geprägt. Es gab auch anderes, wie das Gedicht:

Mit dem alten Förster heut'
bin ich durch den Wald gegangen,
während hell im Festgeläut
aus dem Dorf die Glocken klangen.

Emanuel Geibel



Ferner sind mir in Erinnerung Frau Pelens, Frau Woltereck, Frau Wolf (sie gab Englischunterricht) und eine kleine, sehr aktive Sportlehrerin, die wir – so glaube ich – „Kulle“ nannten.

Als – ich weiß nicht, zu welchem genauen Zeitpunkt – der „Hitlergruß“ als Verpflichtung in allen Schulen eingeführt wurde, begann plötzlich das Verhalten zwischen Schülern und Lehrern unpersönlicher zu werden. Der Gruß galt nicht mehr dem Gegenüber, sondern wurde so dahingesprochen.

Unterricht im Krieg und in der Nachkriegszeit

Dann kamen die Bombennächte. Ein Teil der Schülerinnen wurde nach Treseburg evakuiert. Andere Eltern entschlossen sich, ihre Kinder privat unterzubringen. Dazu gehörten auch meine Schwester und ich. Wir erlebten das Kriegsende auf einem Bauernhof in Altenhagen I bei Springe.

Soweit ich mich erinnere, begann der Schulunterricht erst wieder im Jahre 1946. In diesem Winter 1946/47 wurde teilweise in Privatwohnungen Unterricht erteilt – selbstverständlich ohne Bücher. Später erhielten wir Schichtunterricht. Die eine Schule wurde morgens unterrichtet, die andere nachmittags, wöchentlich im Wechsel.

Selbst Physik, Chemie und in großen Zügen auch Mathematik wurden fast bis zum Abitur nur in mündlichem Unterricht vermittelt. Wir waren gehalten, alles Wissenswerte mitzuschreiben, was später auch für das Studium hilfreich war.

Da ein Teil unserer Ideale und die uns vormals auferlegte selbstverständliche „Pflichterfüllung“ nach dem Kriegsende etwas gelitten hatten, nahmen wir – jedenfalls in der von mir besuchten Klasse – die Schulpflicht zunächst nicht sehr genau.

Wir konnten zudem immer behaupten, wir hätten die Schule nicht pünktlich erreichen können, weil die Straßenbahnen überfüllt gewesen wären.

Als dann Frau Dr. Bernecker die Direktorenstelle in der Sophienschule übernahm, wurde die Pflichtauffassung plötzlich wieder ernst genommen, und es gelang, unserer Klasse tatsächlich mathematische Kenntnisse zu vermitteln.

Vieles, was uns in der Schulzeit wegen der Gegebenheiten nicht überbracht werden konnte, war später nachzuholen, insbesondere auch Motivationen des Lernens.

Am 19. Mai 1949 – so jedenfalls ist es in meiner Erinnerung – erhielten wir in unserer Klasse mit 14 Schülerinnen das Abiturientenzeugnis. Wir waren überglücklich, in einen neuen Lebensabschnitt entlassen zu sein.



Meine Grüße gelten meinen früheren Mitschülerinnen und meine Wünsche den heutigen Abiturienten, die unter viel schwierigeren Bedingungen einen Weg in das Berufsleben suchen müssen.

Edith Tetzlaff-Gröpke

Ich denke gern zurück

Manchmal, auf dem Heimweg stadtauswärts oder aus der List kommend, wird mir plötzlich bewusst: Jetzt bist du ganz nahe bei deiner alten Schule ... Manchmal mache ich dann einen Schlenker durch die Seelhorststraße, um einen Blick auf das rote Gemäuer mit der Büste der Kurfürstin Sophie zu werfen. Manchmal aber packt mich auch eine plötzliche Unlust, und ich mache einen Bogen um dieses Gemäuer.

Welche Erinnerungen habe ich an meine Schulzeit in der Sophienschule der Jahre 1950 bis 1959? Ich muss den Anfang suchen.

Die Aufnahmeprüfung im März des Jahre 1950. Ein handverlesenes Häuflein kleiner Mädchen aus Kirchrode wurde 14 Tage lang mit anderen auf seine Eignung zum Besuch der Höheren Schule getestet. Wir bestanden. Dumme, eingebilddete kleine Dinger waren wir damals! Wir wussten doch, dass viele und Begabtere in der Volksschule blieben, weil sie ihre Väter im Krieg verloren hatten und die Mütter das Schulgeld nicht bezahlen konnten. Wir fühlten uns trotzdem als etwas Besonderes und ließen es die anderen bis Ostern 1950 auch spüren.

Die Einschulungsfeier im April 1950 fand im Zeichensaal statt. Die Aula war wegen Bauarbeiten noch nicht benutzbar. Auch die Sophienschule hatte im Krieg arg gelitten. Erst kurz vor Weihnachten des Jahres 1949 hatte man die Turnhalle und vier Klassenräume wieder aufgebaut, bald darauf den dritten Stock unter Dach und Fach gebracht. Mein erster Schultag führte an den Trümmergrundstücken der Bultstraße vorbei. Täglich begleiteten uns die Ermahnungen der Eltern, ja nicht vom Wege abzugehen. Ein Kriegskindalptraum begleitete mich lange Jahre: Ich balancierte im Traum auf den hochaufragenden Mauern eines Trümmerhauses.

Der Vater einer Schulfreundin war noch in russischer Kriegsgefangenschaft. Er hatte seiner Frau eine Nachricht zukommen lassen, die Tochter ja in die Höhere Schule zu schicken. Aufregend fanden wir das! Kurze Zeit später kehrte er zurück, mit dem ersten Schub der durch Adenauer freigekommenen russischen Kriegsheimkehrer.



Strenge Sitten herrschten damals in der Sophienschule! Wenn man die Schule betrat, musste man einen Knicks vor Frau Oberstudiendirektorin machen. War er nicht tief genug, musste man noch einmal zurück.

Meine Deutschlehrerin im 5. Schuljahr verblüffte ich durch einen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Auf die Frage, welche bedeutenden deutschen Dichter wir schon kennen, steuerte ich den Namen meiner geliebtesten „Dichterin“ bei: Else Ury. Die schmunzelnde Abwehr meiner Lehrerin ließ ein Weltbild in mir zusammenbrechen. Ein neues war rasch aufgebaut, vornehmlich durch die profunde Kenntnis deutscher Balladen.

Der erste Tadel „Adelheid schwatzt“ brachte mich an den Rand eines Nervenzusammenbruches. Und wie leicht sich die Lehrer damals ärgern ließen! Leises Pfeifen, nasse Kreide, Stühlerücken oder ein Wecker im Klassenschrank ließen den ganzen Unterricht zusammenbrechen. Große Anerkennung wurde dem gezollt, der solche Störungen mit gelassener Heiterkeit ertrug.

Damals war so genannter Schichtunterricht, weil die Räume nicht reichten. Wir kamen abwechselnd früh um 8 Uhr und mittags um 13.20 Uhr. Dann war der Unterricht erst um 18.20 Uhr aus.

In der 7. Klasse wählte ich Latein als zweite Fremdsprache, um mit meinen Freundinnen zusammenbleiben zu können. „Puellae aram coronis ornant“, „discere, disco, didici“... Meine Schulfreundin Leni lernte mit doppeltem Eifer Stammformen. Sie hatte einen „Freiplatz“ und musste Wohlverhalten auf der ganzen Linie zeigen, sonst hätte sie ihn verloren.

Wir hatten im Großen und Ganzen eine vergnügte Zeit. Wir fuhren ins Landheim nach Hambühren, damals wirklich zur Erholung und um zuzunehmen. Bei der Ankunft und vor der Abfahrt wurden wir gewogen, ob von Makkaroni mit Tomatensoße und Vierfruchtmarmeladebrotten etwas hängen geblieben sei. Unser größtes Vergnügen war, dem Lehrer Schuhcreme auf die Zahnbürste zu drücken.

Am Ende der 8. Klasse verließen einige meiner Klassenkameradinnen die Schule. Sie kamen „vom Lande“ und hatten genug Geistiges gelernt. Nun sollten sie auf einer Hauswirtschaftsschule zu Hausfrauen und Müttern gerüstet werden.

In der 9. Klasse wählte ich Griechisch als dritte Fremdsprache. Die Klassen wurden für etwas Besonderes gehalten. Wir hielten uns deshalb für die Elite der Schule und beobachteten Inferioritätsgefühle bei den Latein- und Französisch-Klässlern.



Humanistisches Gedankengut entnahm ich allerdings weniger dem Übersetzungsgestokel im Latein- und Griechischunterricht meiner Schulzeit als vielmehr einschlägiger Lektüre, die ich später las.

Mit 15 Jahren besuchte ein Großteil der Klasse die Tanzstunde. Zur gleichen Zeit erlebte ich bewusst eine erste Kränkung. Die ersten „Hausbälle“ fanden statt, und ich wurde nicht eingeladen. Viel später erfuhr ich den Grund: Mein Vater, ein großzügiger und besonnener Mann, war „nur“ Kaufmann.

Mit 16 Jahren verliebte ich mich zum ersten Male heftig, und die Schule geriet etwas in den Hintergrund. Etwa zur gleichen Zeit entdeckte ich Polycolor-Blondierungscreme und rosa Lippenstift. Ein Lehrer, der mir wohlwollte, bestellte meine Mutter in die Schule und riet ihr, mildernd auf mich einzuwirken; meine Versetzung war gefährdet. Ich war so brav und rein, durfte nur zweimal in der Woche bis 21 Uhr ausgehen, doch meine Lehrer sahen Anzeichen beginnender Verwahrlosung in meinem Habitus. Ich war empört, fügte mich aber, rüstete um auf mittelblonde Hochsteckfrisur, legte einen geistigen Endspurt vor und wurde versetzt.

Meine innigste Freundin musste mit der Mittleren Reife die Schule verlassen. Ihr Vater war nicht bereit, länger Schulgeld zu zahlen. Seine Tochter sollte baldmöglichst Geld verdienen. Der Lateinlehrer intervenierte, umsonst. Diese Freundin hat nie ganz verwunden, das Abitur nicht gemacht zu haben, obwohl sie eine beachtliche Karriere gemacht hat. Ich suchte mir eine neue Schulfreundin. Ich brauchte eine Vertraute, um die Unbilden des Schulalltags zu überstehen. Es stellte sich bald heraus, dass sie eigentlich mich brauchte. Sie war ein sportliches, mathematisch und sprachlich begabtes Mädchen, aber leider mit dem damals unverzeihlichen Makel behaftet, im Fach Deutsch „schlecht“ zu sein. Es fiel ihr schwer, fünf Seiten über einen Aphorismus von Marie von Ebner-Eschenbach zu orakeln oder beim Eintritt der Lehrerin aus dem Stand das Wichtigste aus „Maria Stuart“, 1. Aufzug, 4. Auftritt, wiederzugeben. Während wir anderen hastig das Reclamheftchen auf den Knien aufblättern, erlebte sie stehend das Waterloo eines Deutsch-Versagers: „Setzen, 5!!“ Mit einer Fünf in Deutsch blieb man damals sitzen. Um die Freundin zu retten, redigierte ich komplett einen mehrseitigen Aufsatz. Umsonst, auch dieser wurde mit Fünf benotet.

Wenig später geriet die Germanistik in die Krise, aber solche Demütigungen sind nicht wieder gutzumachen. Bei einem Treffen unter Mitvierzigerinnen gestand mir diese Freundin neulich, dass sie noch heute gelegentlich schweißgebadet erwache – sie hatte von der Schule geträumt.



Ich selbst hatte in diesem Fach keine Schwierigkeiten. Als ich aber in der 12. Klasse meine angebetete Lehrerin um ein Thema für eine Jahresarbeit (eine zusätzliche Fleißaufgabe, für die man sich freiwillig melden konnte) bat, da riet sie mir, davon abzusehen. So gut sei ich nicht.

So gern ich mich hin und wieder an meine Zeit in der Sophienschule erinnere – gelegentlich muss ich einfach einen Bogen um das rote Gemäuer machen.

Adelheid Kroemer geb. Gille

„Du traust dich ja doch nicht ...“

Wer hätte es nicht schon einmal erlebt, zu welchen „Heldentaten“ diese aus Ironie, leichtem Vorwurf, aber auch Anfeuerung geborene Bemerkung ihren Adressaten hinreißen kann! Recht häufig ist es Unfug, zu dem auf diese Weise angestiftet werden soll. Und in dem Fall, den ich hier zu schildern beabsichtige und für welchen der erwähnte Ausspruch das auslösende Moment war, war das nicht anders.

Frühsommer im Hungerjahr 1946. Selbst Geburtstagsfeiern hatten damals etwas Spärliches, ließen sie sich doch kaum durch „Zutaten“ aufmischen, von denen – wie zum Beispiel einfach nur echtem Bohnenkaffee – man in den damals knappen Zeiten allenfalls träumen konnte, die aber für den normalen Sterblichen völlig unerreichbar blieben und die – je knapper sie waren – desto größere Begehrlichkeiten erweckten, Alkohol etwa, der praktisch nicht zu kriegen und eben deshalb als „Freudenspender“ herzlichst erwünscht war.

Konnte sich ein junger Mann aber mit einem Vater schmücken, der Arzt war, und hatte er dadurch wenigstens einen gewissen Zugriff zu dieser Rarität, so gewann eine Feier, die er mit zwei Freunden veranstaltete, von vornherein eine höchst willkommene Qualität und Lockerheit, und in fortgeschrittener Stunde fiel dann die diesem Bericht vorangestellte Bemerkung.

Das konnte man ja wohl nicht auf sich sitzen lassen, und so fanden sich die drei Freunde eines schönen Juni-Nachmittags im Heizungskeller der von Bombenschäden arg in Mitleidenschaft gezogenen Sophienschule wieder, um sich dort aus gesitteten Primanern des Ratsgymnasiums in echt – weil leicht zerlumpt – wirkende Handwerksburschen einer Tischlerei zu verwandeln. Den beiden obersten Klassen dieser damals reinen Mädchenschule galt ihr Streben. Dort saßen nämlich im nachmittäglichen Unterricht die Freundinnen (Tanzstunden,damen' oder auch schon



mehr) der drei Jünglinge, und ebendort fand sich eine zwei Klassen voneinander trennende Schiebetür, die – stark lädiert – gründlicher handwerklicher Zuwendung bedurfte.

Der Einfall in die erste der beiden Klassen, in der passenderweise just Biologieunterricht stattfand, erwies sich schon als gelungener Auftritt. Den Mädchen, die uns natürlich erkannten, blieb förmlich die Luft weg, als wir uns erkundigten, ob dies „die Klasse mit die kaputte Schiebetür“ sei; nicht aber der Studienrätin, die wissen wollte, ob wir mit unserem Wirken nicht bis zur Beendigung der Stunde warten könnten. „Der Meister hat jesacht, um sechse müßten wa wieda da sein“ wurde sie abschlägig beschieden. Dem Beginn des fachmännischen Wirkens stand jedoch noch ein Hindernis im Wege, nämlich eine quer vor der Tür stehende lange Holzbank, auf welcher eine Referendarin thronte, für deren Ohren die Ausführungen der Lehrerin zu Fragen der Vererbungslehre weit besser geeignet waren als für die unsrigen. Aber dann ging's los: Es wurde gemessen, berechnet, notiert, erneut gemessen und notiert, ehe die Tür geöffnet wurde, um sie auch von der anderen Seite in kritisch-„fachmännischen“ Augenschein zu nehmen. Dort nun saß die zweite Mädchenklasse, deren Schülerinnen wir ebenfalls bestens bekannt waren und die nun gleichartige Schwierigkeiten beim Luftholen vor unterdrücktem Lachen bekamen, wie sie die von uns zuvor beglückten gerade erst überstanden hatten. Erneut begann die außerordentlich kompetent wirkende Arbeit, und auch hier war für eine gute Viertelstunde an eine geordnete Fortführung des Unterrichts nicht zu denken.

Aber auch das ging vorüber. Die Tür wurde geschlossen, die Bank wieder an ihren Platz gestellt und die aufgeschreckte Referendarin mit einem freundlichen „So, Frollein, nu könn' se wieder platzen!“ wieder in ihre Rechte eingesetzt. Die braven Handwerker räumten das Feld, und die in arge Turbulenzen versetzten Mädchen fanden allmählich ihre Fassung wieder.

Nun aber glaubte die Studienrätin, die verlorene Unterrichtszeit durch einen wahrhaft pädagogischen Kraftakt wieder ausgleichen zu müssen. Demgemäß sprach sie zu ihren Schülerinnen also: „Ich verstehe überhaupt nicht, meine Damen, daß Sie sich durch den Anblick dreier männlicher Individuen so aus der Fassung bringen lassen. Schließlich, meine Damen, muß man doch auch die ehrliche Arbeit dieser Volkskreise zu würdigen wissen!“ Warum die „Damen“ bei dem Stichwort „ehrliche Arbeit dieser Volkskreise“ in ein wahrhaft undamenhaftes Gelächter ausbrachen, blieb für die Pädagogin freilich ein Rätsel.



Aber irgendwie rausgekommen ist es schließlich doch, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Die weiterhin unrepariert ihr Dasein fristende Schiebetür war hierfür mindestens ein Indiz. So wurde der „Fall“ zum Gegenstand der Erörterung in einer Konferenz des Kollegiums der Schule. Irgendwie hatte man herausbekommen, dass hier Schüler des Ratsgymnasiums ihr Unwesen getrieben hatten. Also – so jedenfalls die Fama – beschloss man, sich bei sich bietender Gelegenheit angemessen zu revanchieren. Ob dieser Beschluß jemals realisiert worden ist, hat der Verfasser allerdings leider nicht in Erfahrung bringen können.

Wer aber waren denn nun die drei „Strolche“? Nun – soviel sei verraten: Alle drei wurden Juristen, die ja nach einer alten Volksweisheit schlechte Christen sind. Einer avancierte zum Staatssekretär in einem Bundesministerium in Bonn, der zweite wurde allseits geachteter Amts- und Stadtdirektor in einem Regierungsbezirk des Landes Nordrhein-Westfalen. Der dritte blieb Hannover und hier insbesondere auch der Sophienschule treu. Nachdem er die damals schon heftig umschwärmte Maid aus einer der beiden in Turbulenzen versetzten Klassen gehehlicht hatte, besuchten später seine beiden Töchter – natürlich – ebenfalls die Sophienschule. Ihm selbst wurde eine interessante Aufgabe im Niedersächsischen Ministerium des Innern übertragen. Daneben übernahm er ehrenamtlich für vier Jahre den Vorsitz im Schulelternrat der Sophienschule. In dieser Position versuchte er – hoffentlich nicht völlig erfolglos – nützliche Arbeit für die von ihm so vielfach geliebte Schule zu leisten und nach Möglichkeit in ihrem Dunstkreis keine dummen Streiche mehr zu begehen.

Gerhard Roemheld

ἔρρωσο, ὦ Σοφία

Das stand am 19. Februar 1959 auf einem Pappschild, welches der Kurfürstin Sophie über dem Eingangsportal unserer Schule um den Hals gehängt war. Unser Abstreich damals . . . Am 16. Juni 1999 entkam ich nur mühsam einer Wasserschlacht auf unserem Schulhof, Abstreich heute. Tempora mutantur, na ja, das weiß jeder, die Zeiten ändern sich eben.

1951, kurz nach Ostern, erster Schultag: Dichtgedrängt standen wir in der Aula, alle passten in den Raum, Stühle zum Sitzen gab es noch nicht. Unsere künftigen Klassenlehrer hielten handgemalte Schilder in die Höhe, so dass wir wussten, wo wir hingehörten. Es war das erste Mal nach dem Krieg, dass sich alle hier zusammenfinden konnten, denn das von Bomben mitgenommene Dach war mittlerweile repariert. Frau Direktorin Bernecker begrüßte uns kurz und sehr sachlich. Ich weiß



nicht mehr, ob sie das sagte, ich habe es seither so oft gehört: non scholae, sed vitae ... Denkt daran, nicht für die Schule lernt ihr, sondern für das Leben. Wir lauschten aufmerksam. Hinter der Direktorin lächelte Sophie an uns vorbei, im Gespräch mit Leibniz. Dort oben an der Bühnenwand hing das große Ölgemälde 1951.

Disziplin war damals groß geschrieben. Die Begrüßung eines Lehrers hatte mit einem tiefen Knicks zu beginnen. Der Unterricht fand an drei Tagen in der Woche vormittags statt, an drei Tagen nachmittags, im Wechsel mit der Elisabeth-Granier-Schule, deren Gebäude im Krieg völlig zerstört worden war. Allen Lehrern wurde mit Respekt begegnet. Nur insgeheim mokierten wir uns darüber, dass der Religionslehrer drei Unterrichtsstunden allein damit zubrachte, unsere Namen in seinen Lehrerkalender einzutragen, oder dass der Englischlehrer ständig nach kalter Zigarre roch. Schülerinnen der Oberstufe hatten wöchentlich wechselnd die Aufgabe, in den großen Pausen für Ordnung zu sorgen, d.h. sich um geräumte Klassen, Sauberkeit und Aufsicht auf Fluren und Treppen zu kümmern. Dort standen sie, jeweils oben und unten auf den Podesten jeder Etage, und schafften so in der Mitte Platz für diejenigen, die dem Schülerstrom aus den Klassen entgegenstrebten. Diese Aufgabe erschien uns Jüngeren sehr attraktiv, sie wurde erst sehr viel später aus Versicherungsgründen den Lehrern übertragen. Den Laden an der Ecke durften in den Pausen nur die „Großen“ aufsuchen.

So gaben wir ihnen bei Bedarf unsere Wünsche auf einem Zettel mit und warteten geduldig an der Toreinfahrt, denn einfach vom Hof wegzulaufen, das war auch damals nicht erlaubt!

Landheimaufenthalte waren bis in die 13. Klasse äußerst beliebt, sogar während der Sommerferien.

Es fanden sich damals auch genügend Lehrer und Lehrerinnen bereit, einen Teil ihrer Ferien mit uns dort zu verbringen und sich wiederholt im Sand der Düne bis zum Hals eingraben zu lassen. Das war lustig und bot jede Menge Fotomotive.

Die Düne wurde später eingezäunt und ist längst mit Gras und Buschwerk zugewachsen, als Düne kaum noch erkennbar. Die sanitären Einrichtungen im Landheim waren spartanisch. Für den täglichen Bedarf standen in jedem Zimmer eine Blechschüssel, ein Blechkrug und ein Eimer für das gebrauchte Wasser. Kalt duschen konnten wir in einem Schuppen auf dem Hof. Noch in den ersten Jahren nach dem Krieg war das der Schweinestall gewesen, heute stehen Fahrräder dort. Die Ordnung in den Zimmern war durch eine Art von Wettbewerb geregelt. Die jeweils Besten wurden bei Tisch lobend erwähnt. Das war der Preis.



Höhepunkte des täglichen Schullebens brachten die Arbeitsgemeinschaften: Rudern, Chor, Orchester und Theater. Rudern ohne eigene Boote? Nun, die liehen wir uns, bis wir später dann eigene hatten. Theater ohne männliche Darsteller? Ja! Bei König Drosselbart war meine Freundin Ebba Reiter mein Prinzgemahl. Eine rührende Liebesumarmung musste peinlicherweise vielfach geprobt werden, bevor sie einigermaßen echt gelang. Den gesamten Text zu diesem Stück hatte unser Lateinlehrer allen, die mitspielen wollten, nach Unterrichtsschluss diktiert, zwei Hefte voll von „manu scripta“, ich habe sie heute noch, ebenso wie ein paar Fotos, kostbar, weil weder eine Schreibmaschine noch ein Kopiergerät und nur ein einziger Fotoapparat für alle und alles zur Verfügung stand.

Die Kostüme nähten wir uns selbst, abends nach dem Schichtunterricht, unter geduldiger Anleitung der Sportlehrerin, im Keller. Den Milchkeller gab es damals noch nicht. Immerhin durften aber die männlichen Theaterrollen bald von Schülern des KWG übernommen werden, die dann die Gänge der Sophienschule unsicher machten.

Im Lauf der Jahre haben wir viele Kostüme genäht und manches Stück auf die Bühne gebracht. Als singendes Blumenmädchen im „Pfirsichblütenfächer“ z.B. wurde ich einem dicken Widerling verkauft, obwohl ich doch eigentlich einem liebenswerten jungen Mann versprochen war, den ich aber – happy end auf der Bühne – nach bewegenden Kriegswirren wiederfand.





Chinesisches Bühnenbild, chinesische Musik, chinesische Masken, Frisuren und Kostüme, alles gemeinsam gebastelt und komponiert in endlosen Stunden, abends, ohne Blick auf die Uhr. Wir waren glücklich.

Und Fernsehen gab es nicht.

Wann die Kurfürstin Sophie von ihrem Platz in der Aula an die Flurwand im ersten Stockwerk zog, weiß ich nicht. Ich verließ die Schule nach dem Abitur im Februar 1959, studierte Archäologie, Latein und Griechisch und war dann kurze Zeit als Referendarin in Ostfriesland, wo ich die 12. Klasse eines Jungengymnasiums mit den Annalen des Tacitus vertraut machen sollte. Das war ziemlich anstrengend. Da ich heiraten wollte, bewarb ich mich um eine Ausbildungsstelle in Hannover. Zu meiner freudigen Überraschung erhielt ich vom Regierungspräsidenten die nüchterne Aufforderung, meine Referendarzeit bitte an der Sophienschule fortzusetzen. Nachdem ich in Ostfriesland in fremder Umgebung fast nur mit männlichen Schülern zu tun gehabt hatte, spürte ich eine unbeschreibliche Erleichterung, in vertrauter Umgebung große und kleine Mädchen unterrichten zu können. Die Kleinen



waren brav, neugierig und fleißig, die Großen ausgesprochen freundlich und sehr interessiert, Schule war für sie durchaus Mittelpunkt ihres täglichen Tuns. Auch Theater wurde weiterhin gespielt.

Nach dem Examen Ende 1967 bekam ich an der „Sophie“ meine erste Stelle und blieb bis heute. Gleich Anfang Januar 1968 zählte zu meinen zunächst ungewohnt vielen Schülerinnen ein kleines Mädchen, zwei Jahre lang in Latein, im dritten Jahr dann in Griechisch. Das war Doris Dörrie. Als Randnotiz zu diesem Namen fand ich jetzt in meinem tatsächlich ersten Lehrerkalender „guter Stil“. Sie war damals eine meiner Besten.

Kurfürstin Sophie, die alte Dame, lässt im ersten Stock nach wie vor ein munteres Völkchen an sich vorbeiflanieren. 1990 haben wir sie zum ersten Mal aus dem Bild heraustreten lassen. Anlass war der 90. Geburtstag unseres Schulgebäudes.

Da schritt sie über den Schulhof und schnitt eine riesige Geburtstagstorte an.

Ein Jahr später wirkte sie, gemeinsam mit „Leibniz“, in der Schulrevue als kritische Beobachterin der sich ändernden Zeiten mit. Bei der Geburtstagsfeier 1997 in Herrenhausen wurde dann als Aufführung das ganze Bild lebendig. Da stand plötzlich eine blutjunge Sophie, strahlend in zauberhaftes Rosa gehüllt, wie auf dem Bild im Gespräch mit Leibniz, vielleicht sprachen sie über Kekse.





Heute brauchen wir uns keine Knaben mehr auszuleihen, wir finden sie in unseren eigenen Reihen. Damit hat sich auch der Umgangston geändert. Die Begrüßung und der Knicks gehören der Vergangenheit an, ein Hallo seitens der Schüler ist schon etwas Besonderes. Die Einstellung zur Schule hat sich geändert. Außerschulisches ist wichtiger geworden. Landheimaufenthalte sollen Ausgangspunkt für möglichst spektakuläre Unterhaltung sein, anderenfalls bekommen sie den Stempel „langweilig“.

Lehrer werden von den Schülern weniger respektiert, dafür aber von den Eltern für die wachsenden Erziehungsprobleme stärker verantwortlich gemacht. Und doch finde ich im Zusammensein mit den jungen Menschen eine wunderbare Ergänzung zu den üblichen Aufgaben des Lehrers: die Offenheit der Gespräche, die selbstverständliche Einbeziehung in ihre individuellen Probleme und dadurch die Möglichkeit, Schwierigkeiten in ihrem Kern lösen zu helfen. Natürlich ist unsere Verantwortung damit anders, größer geworden. Das alles ist aber keineswegs zu bedauern, und also noch einmal der Gruß aus der Antike:

ἔρρωσο, ὦ Σοφία, das heißt: Bleibe gesund und stark, Sophie!

Marei Peetz-v.Drygalski

Die kleine Sophie

Ich geh' so gern an Dir vorbei. Du bist nie ein Haus wie andere gewesen, keine Schule wie andere, warst keine Frau wie andere ...

Das Gebäude ist alt, seit ich es kenne, ist es alt und funktioniert irgendwie doch besser als neue. Dicke Mauern, breite Treppen vermitteln gleichzeitig Geborgenheit und Großzügigkeit, die vielen Schüler haben Dich nicht kleingekriegt.

Du kleinformatige Große im Portal lässt Dir geduldig jedes Jahr Sprüche um den Hals hängen, schaut gar nicht hin, Dein Blick bleibt dezent.

So schaut Du auch mich nicht an, wenn ich vorbeisclendere. Früher bin ich gekommen und gegangen, habe gearbeitet, Spaß und Ärger gehabt. Das ist vorbei, ich bin nun auch alt. Der Staat meint, ich brauche nicht mehr zu arbeiten, Recht hat er!

Er gibt mir das Geld wieder, das ich bei ihm gespart habe, davon lebe ich. Meine Freunde sind da nicht alle so konsequent. Sie forschen mein Gesicht aus, meine Haltung, meinen Gesundheitszustand und meinen, so ganz zufrieden könne ich wohl doch nicht sein, so ohne Arbeit, ohne die „Sophie“, ohne Pflichten außerhalb der Familie. Anfangs hat mich das überrascht, denn dieser Abschied war ja berechenbar. – Meinen Stundenplan schreibe ich nun selbst, darf faul oder fleißig



sein und Dinge tun, die mir Spaß machen. Leider habe ich das in meiner eigenen Schulzeit nie getan, gebummelt, geschwänzt, nicht aufgepasst. „Es waren andere Zeiten“, sagt man leicht, wenn Gelegenheiten nicht genutzt wurden. Ich war damals nicht leichtsinnig, bin ich's vielleicht heute, im Alter, mit meiner Zeit?

Meine Sache!

Am liebsten komme ich zu Dir, wenn die dicken Wände zu wackeln scheinen, weil gefeiert wird. Ich meine nicht die sittsamen und mit Recht anrührenden Entlassungsfeiern zum Abitur, sondern die Projektwochen mit all ihrem Sinn und Unsinn, wenn die viel zu kleine Aula mal wieder überbesetzt ist zur Opernaufführung, wenn die Schüler – wie immer – unruhig sind, ihren Geräuschpegel nicht wahrnehmen oder Spaß daran haben ... Warum? ... weil ich dann wieder nach Hause gehe und weiß, dass ich dort nie mehr eingreifen muss, für Ordnung verantwortlich gemacht werden kann und, und, und ...

So hat alles seine Zeit.

So alt wie Du, liebe „Sophie“, kann ich nicht werden – klar; Dich sollte es immer geben, weil Du nicht bist wie andere. Dich kleinformatige Große sollte man liebevoll pflegen!

Irmgard Engelke

Für's Leben gelernt

Ein großes Dankeschön ist das Erste, wonach mir zumute ist, wenn ich an die Sophie denke. Ohne übertreiben zu wollen, kann ich sagen, in dieser Schule habe ich was für's Leben gelernt. Ich erinnere mich gern an meine Lehrerinnen und Lehrer. Manche sind mir durch das, was sie sagten und taten, zu stillen Begleitern geworden. Bei bestimmten Gedanken und Entscheidungsprozessen tauchen sie immer mal wieder vor meinem inneren Auge auf. Denn das, was sie sagten, wie sie reagierten, hatte Bestand bis heute. Es hat mich überzeugt, getröstet oder motiviert.

Drei Beispiele fallen mir ein.

Unsere Klasse war eine Zeit lang Wanderklasse. Wir hatten keinen festen Klassenraum, sondern schleppten von Stunde zu Stunde unsere Schulranzen in einen anderen Raum. Irgendwann hatten wir davon die Nase gestrichen voll. Wir entschieden uns zu einem Sitzstreik. Wir forderten, mit dem Direktor zu sprechen. Die Erdkundelehrerin, die in dieser Stunde unterrichten sollte, kam aus dem Staunen nicht mehr raus. Sie merkte schnell, dass ein ordentlicher Unterricht in dieser Stunde



unmöglich war. Statt uns zu maßregeln oder vorschnell nach höheren Mächten zu rufen, hörte sie sich interessiert all unsere Anliegen an. Sie verstand unseren Ärger und Überdruß und ermunterte uns dazu, weiter zu protestieren, bis der Direktor sich vor Ort ein eigenes Bild verschaffen konnte. Das habe ich einfach nicht vergessen. Diese Lehrerin hat uns motiviert, unseren Protest deutlich zu äußern. Sie hat uns Mut gemacht, für unsere Interessen zu kämpfen. Ihr wohlwollendes, verschmitztes Lächeln zu unserer Aktion habe ich an so manchen Ort mitgenommen, an dem es nötig war, seine Stimme zu erheben.

Im Deutschunterricht habe ich eine Liebe zur Sprache entwickelt. Ich glaube, die Lehrerinnen und Lehrer, die ich genossen habe, kannten selbst so eine Liebe zu wohl geformter Sprache. Da ist der Funke einfach überggesprungen. Waren es „Die Wahlverwandtschaften“, „Haus ohne Hüter“ oder „Homo Faber“, ich genoss es, mir mit der Sprache ein Stück des Lebens zu erschließen, und oftmals ging mir im Kopf herum: „Wie würde ich es sagen?“

Am meisten gefesselt hat mich der Religionsunterricht. Mit einer Lehrerin lag ich ständig im Streit. Aber es war ein kreativer Streit, der mich herauslockte, darum zu ringen, was Wahrheit ist und was Glauben in der Welt bedeutet.

In einen Religionslehrer sind wir als gesamte Klasse regelrecht vernarrt gewesen. Ach, was meldeten wir uns gern „für ihn“! Er war Referendar, und wir konnten ihm als Lehrer nur die besten Noten geben. Als er sich von unserer Klasse verabschiedete, fühlten wir uns verlassen und betrogen. Sein Nachfolger hatte es schwer mit uns. Es dauerte lange, bis wir mit ihm warm wurden. Immer wieder nervten wir ihn mit dem Satz: „Aber Herr ... hat das so gemacht!“ Einmal hat es ihm gereicht. Er holte tief Luft und sagte: „Ich bin nicht Herr ..., ich war nicht Herr ..., und ich möchte auch nicht Herr ... werden“. Da war der Bann gebrochen. Wir konnten mit ihm verhandeln, aber er ließ sich nicht von uns bestimmen. Das hat uns überzeugt.

Ja, das habe ich von der Sophie mitgenommen: Die Liebe zur Sprache, das Ringen um Wahrheit und lebendige Menschen, die das Anliegen ihres Gegenübers sorgfältig prüften und dadurch zu positiven Autoritäten wurden. Dies alles hat bei meinem Wunsch, Theologin zu werden, mitgeschwungen.

Inzwischen bin ich Pastorin in einer Dorfgemeinde am nördlichen Rand von Hannover. In Rundfunkandachten für den NDR übe ich mich in der Sprache, die viele Menschen erreichen soll. Und wenn ich feile an den Sätzen, wenn ich reflektiere, wie ich am besten etwas rüberbringe, auch dann lande ich immer mal wieder bei der Sophie, weil da meine Liebe zur Sprache und vieles mehr begann.



Der Sonntag – Eine Rundfunkandacht (Okt. 1994)

Der Sonntag war in unserer Familie ein besonderer Tag. Ab Samstagnachmittag schon lief Stunde für Stunde nach einem Muster ab. Das Fernsehprogramm bildete den Auftakt. Nachdem wir geduldig vor dem „Blauen Bock“ ausgeharrt hatten, den meine Mutter so gerne sah, freuten wir uns auf „Daktari“ mit dem Tierarzt Dr. Tracy, der in der einsamen Steppe Afrika verletzten wilden Tieren wieder auf die Beine half. Und nach dem Fernsehprogramm wurde die Blechwanne in die Küche gestellt und die Brause an den Wasserhahn angeschlossen. Nur am Samstag wurde ordentlich gebadet. Für mehrere Tage in der Woche wäre das einfach ein zu großer Aufwand gewesen. Danach wurde ein frischer Schlafanzug angezogen, und der Sonnabend klang in Ruhe aus.

Am Sonntag konnte mein Vater einmal so richtig ausschlafen. Für ihn als Schichtarbeiter war das ein stets ersehntes Vergnügen. Für uns Kinder hieß es, mit leisen Sohlen durch die Wohnung zu tapfen. Ging das Knurren im Magen vor dem Aufstehen der Eltern los, schlich ich mich schon einmal in die Küche, um die große rotgoldene Keksdose aus dem Schrank zu holen, in der immer ein paar Leckereien zu finden waren. Dann wieder ab ins Bett. Diesen Genuss gab es nur am Sonntag, und darauf freute ich mich manchmal schon am Mittwoch.

„Du sollst den Feiertag heiligen.“

Das war ein Satz, den ich nicht zuerst aus der Bibel gehört hatte, sondern aus dem Mund meines Vaters. An diesem Tag wurden keine Schularbeiten gemacht, kein Nagel in die Wand gehauen und, vor allem, keine Wäsche gewaschen.

Für meine Mutter war das mit dem Feiertag ein bisschen anders. Er musste vorbereitet werden. Sie hatte schon am Samstagabend den Waldmeisterpudding gekocht oder sonst eine Nachspeise, die im Schlafzimmer kalt gestellt wurde. Und ab Sonntagvormittag stand sie in der Küche und bereitete die Vorsuppe, Gemüse, Kartoffeln und Braten. Irgendwann war mein Vater so weit, dass er sie bat, sich diese Mühe nicht mehr zu machen. Ein Sonntagsessen könnte schließlich auch mit weniger Aufwand zubereitet werden. Irgendwann kamen andere Gewohnheiten am Sonntag dazu. Die festen Bestandteile unseres Sonntags lösten sich langsam auf, und das nicht nur, weil wir ein ordentliches Badezimmer bekamen mit richtiger Dusche.

Was ist denn das für eine sentimentale Rückschau, denken Sie jetzt vielleicht. Aber ich glaube wirklich, dieser gepflegte Sonntag in der Woche, der hatte was für sich. Da war alles ein bisschen anders, und das machte diesen Tag zu einem Feiertag.

Christine Behler, Abi-Jahrgang 1982



Ein Jahr unterwegs

Als ich Mitte der siebten Klasse von einem hessischen Kreisdagsgymnasium auf die Sophienschule wechselte, war das ein kleiner Schock. Da bröselte der Putz von den Wänden, das Mobiliar in den Klassenzimmern glich einem Sammelsurium aus verschiedenen Jahrzehnten, und auch die Disziplin in manchen Unterrichtsstunden war mit anderen Maßstäben zu messen, als ich das bisher gewohnt war. Doch die Lehrer hatten ein wenn auch nur mehr oder minder wirksames Mittel dagegen: Die betreffenden Schüler wurden vor die Tür gesetzt. Auch das hatte ich bis dahin nicht erlebt. Mittlerweile ist das fast 10 Jahre her, und so wie sich die Sophie mir damals präsentierte, ist es nicht geblieben. Ganz im Gegenteil; von Jahr zu Jahr habe ich mich an der Sophienschule und in meinem Jahrgang wohler gefühlt, bis diese Zeit schließlich 1996 mit dem Abitur zu Ende war.

Als wir damals zusammensaßen und unsere Abiturrede schrieben, fragten wir uns, was die nächste Zeit mit sich bringen würde. Welche Erfahrungen würden uns erwarten, wie würde es uns ergehen? Mittlerweile hat jeder von uns auf diese Fragen eine erste ganz persönliche Antwort gefunden und erlebt. Für mich war das vergangene Jahr dabei ein ganz besonders erlebnisreiches. Nach dem Vordiplom an meiner deutschen Hochschule habe ich zunächst das Frühjahrssemester an der University of Southern California (USC) in Los Angeles verbracht. Los Angeles ist zugegebenermaßen eine Stadt, an die man sich erst einmal gewöhnen muß. Doch dann ist sie ein echtes Erlebnis. Vor allem aber das Studium in einem amerikanischen MBA-Programm war eine tolle Erfahrung, zwar einerseits arbeitsintensiv, aber andererseits äußerst lehrreich und spannend.

Im Anschluß an dieses Semester am Pazifik habe ich den Sommer über ein Praktikum bei einem Medienkonzern in New York gemacht. Das Herbstsemester habe ich schließlich in Nancy/Frankreich verbracht. Während der erste Teil des Jahres in den USA – neben Sight-Seeing selbstverständlich – eher Arbeit bedeutet hatte, war Frankreich ein echtes Vergnügen. Der Arbeits- und Zeitaufwand der Kurse an der Uni hielt sich in Grenzen, doch dieses Manko machten die Franzosen in Sachen Studentenleben wieder wett. Was es wirklich zu lernen gab, war natürlich Französisch.

Wenn ich im Nachhinein an meine Schulzeit zurückdenke und mir überlege, was von dem dort Gelernten für das Gelingen der letzten Monaten von besonderer Bedeutung war, so fallen mir zuallererst die Sprachen ein. Schon beim Studium in Deutschland ist an meiner Universität und für mein Studienfach, BWL, Englisch unumgänglich. Ein bedeutender Teil der Fachliteratur und Zeitschriften ist in Eng-

**Nachhaltiges fürs Studium
aus sieben Jahren Sophie**



lisch verfaßt, ebenso werden manche Vorträge und Vorlesungen auf Englisch gehalten. Für das Studium in den USA gilt das natürlich sowieso. Zum Lesen, Verstehen und auch für diverse (Sprach-) Tests wie den TOEFL oder den GMAT – den Studierfähigkeitstest der amerikanischen Business Schools – war das in der Schule erlernte Englisch eine sehr gute Grundlage; auch wenn bei mir der Eindruck geblieben ist, dass die Qualität des Englischunterrichts an der Sophienschule sehr stark mit dem unterrichtenden Lehrer variiert. Solche Dinge wie Small Talk oder flüssigen Schreibstil, sei es für informelle E-Mails oder mehrseitige Papers, lernt man natürlich am besten vor Ort.

Auch eine zweite lebende Fremdsprache zu beherrschen war für mich nach dem Abitur von großem Wert, stellte dies doch eine Zugangsvoraussetzung für meinen Studiengang dar und ermöglichte es mir, in zwei unterschiedlichen Sprach- und Kulturräumen Auslandserfahrungen zu sammeln – vielleicht besonders bei einem Massenstudiengang wie BWL eine gute Möglichkeit, sich von den über hunderttausend Mitstudenten abzusetzen. Gerade für den Fall, dass man an der Sophienschule Latein als erste oder zweite Fremdsprache gelernt hat, halte ich es für wichtig und sinnvoll, sich die Chance nicht entgehen zu lassen, eine weitere lebende Sprache zu erlernen, sei es Französisch oder Spanisch. So einfach, entspannt und ohne viel zusätzlichen Aufwand wie während der Schulzeit ist dies später kaum noch möglich. Insofern bin ich auch froh, nicht auf einem altsprachlichen Gymnasium, sondern auf der Sophienschule gewesen zu sein.

Auf fachlicher Seite gibt es neben diesen sprachlichen Fertigkeiten – muttersprachliche mit eingeschlossen – noch andere Dinge, die man aus der Schule mit ins Studium nehmen sollte. Für mein Studienfach wiederum ist zunächst einmal Mathematik zu nennen, daneben aber auch ein breites Allgemeinwissen z.B. über technische Dinge, die in den naturwissenschaftlichen Fächern angerissen wurden, sowie über Geschichte und Gesellschaft. Doch neben diesen fachlichen Dingen gibt es eine Seite, deren Beherrschen meines Erachtens noch viel ausschlaggebender für den eigenen Studienerfolg sein kann: das Lernen zu lernen. Die dazu notwendigen Techniken und die Disziplin kann man sich in der Schule aneignen, auch wenn dies nicht zwangsläufig geschieht. Doch vielleicht ist es für den einen oder anderen hilfreich, der aus Schülersicht oft nicht enden wollenden Schulzeit und dem mit als unnötig erachteten Dingen vollgestopften Stundenplan auf diese Art und Weise einen, wenn auch vielleicht nicht tieferen, so doch einen persönlichen und unmittelbaren Sinn abzugewinnen. Für mich selbst jedenfalls war meine Schulzeit an der Sophienschule eine Grundlage, die sich bisher als gut und solide erwiesen hat.

Rolf Hellermann



Des Obi, des hob I, jo ... Unn was jetzt ???

An einem regnerischen Abend im Dezember kurz vor Weihnachten. In einem hannoverschen Lokal sitzen ehemalige Sophienschüler, um sie herum Rauchschwaden, überall Stimmengewirr: „Hi, wie geht's?“ – „Ich studiere.“ – „Weißt du, wo Tobias steckt? Nichts mehr seit dem Abi von ihm gehört.“ – „Der studiert in Göttingen BWL.“ – „Ich mach' ein Praktikum bei 'ner Werbeagentur in Hamburg.“ – „Hanna ist in Afrika und arbeitet in einem Workcamp.“ – „Ja, mache Zivi im Altersheim, is' echt scheiße.“ – „Ich wohn' jetzt in Stuttgart, mach' eine Ausbildung dort.“ ...

Und wir? Was haben wir denn nach dem Abitur gemacht? Wir haben nicht angefangen zu studieren und machen auch keine Ausbildung. Deshalb hören wir unseren ehemaligen Mitschülern auch etwas neidisch zu, wenn sie uns von der Uni, ihrer eigenen Wohnung, einer tollen Studentenparty und dem Streß, zwischen ihrer neuen Heimatstadt und Hannover hin und her zu pendeln, vorschwärmen.

Bei uns ist das nämlich alles ganz anders.

Wir haben uns bis zum Sommer 1999 kaum Gedanken über unsere Zukunft gemacht. Wir haben nie in der Schule wegen Bewerbungsgesprächen bei Banken gefehlt. Wir haben uns lieber auf das Jetzt konzentriert, das für uns Klausuren, Lernen für's Abi, Freunde treffen, Party und Faulenzen bedeutete. Für uns war das Abi stets eine Ewigkeit entfernt, bis die Prüfungen auch schon vorbei waren und wir die Zeugnisse in den Händen hielten. Danach war erst einmal Feiern angesagt. Doch irgendwann waren die Diskos und Kneipen leer, die Leute tauschten die Sektfflasche mit dem Lehrbuch über Medizin, Wirtschaft, Jura oder Maschinenbau ein.

Auch wir wollten unsere Zukunft nun in die Hand nehmen. Zunächst machten wir uns voller Elan auf zum BIZ (Berufsinformationszentrum), fragten Freunde nach Rat, erkundigten uns bei Universitäten über ihr Fächerangebot, und zu guter Letzt mußten sogar unsere Eltern berichten, wie sie zu ihrem Beruf gekommen sind. Aber all das half uns wenig weiter. Und Aussprüche wie „Mach doch BWL, da haste was und später biste was“ sind bei uns schon längst im Unwörterbuch des Jahrtausends gelandet.

Also taten wir das, was irgendwann einmal jeder Schulabgänger tut, wir griffen zur „grünen Bibel“. Bei der Lektüre des Studien- und Berufswahlführers wurde uns klar, dass wir nun erst recht die Qual der Wahl hatten. Uns eröffnete sich ein unge-



ahnt breites Feld an Studienmöglichkeiten. Warum sollten wir nicht Schnitt auf Diplom an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“ in Potsdam-Babelsberg studieren? Oder wie wär's mit Provinzialarchäologie auf Magister an der Universität Bonn? Und warum eigentlich sind wir noch nie auf die Idee gekommen, uns mit Geschlechterstudien/Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin zu beschäftigen?

Als Ausweg blieb die Flucht. Wir plaudern aus dem Nähkästchen:

Anna:

Ich setzte mich nach Israel ab und hoffte, Abstand zu finden. Über meine Zukunft wollte ich mir klar werden und tauchte deshalb in ein vollkommen anderes Leben ein. Zum ersten Mal arbeitete ich richtig, weil ich alles selbst finanzieren mußte und das in einem fremden Land, in dem die erste Amtssprache Hebräisch ist. Ich putzte Wohnungen, pulte 8 Stunden am Tag Knoblauchknollen auseinander, heuerte als Bootsmädel an und arbeitete als Kellnerin in einer Disko. Die Unbeschwertheit des Schulalltags war vorüber.

Ich mußte mit Vorurteilen anderer kämpfen und eigene abbauen. Ich lernte, mein Leben zu organisieren und dass es, auch wenn man mit 40 Grad Fieber krank im Bett eines überfüllten Jugendherbergzimmers liegt, weiter geht.

Solche Erfahrungen gaben mir Selbstvertrauen und Stärke. Ich weiß jetzt, dass ich schwierige Situationen allein meistern kann.

Durch das Kennenlernen anderer Kulturen erweitert sich der eigene Horizont, man lernt seine eigene Kultur und sich selber besser kennen. Ich habe viele Menschen getroffen, die mir durch Erzählungen über ihren Lebensweg klar gemacht haben, was ich will und welche Wertvorstellungen mir wichtig sind. Mir ist bewusst geworden, dass ich nur machen sollte, was mir wirklich Spaß macht, und nicht das, was mir andere Leute als vernünftig anpreisen. Denn nur dann werde ich Erfolg haben. Ich finde, manchmal ist der Umweg der direkteste Weg.

Gunda:

Ich habe auch erlebt, dass man sich im Ausland, fern von zu Hause, besser kennenlernt. In Marokko absolvierte ich ein Praktikum beim Radio. Ich erhielt Einblick in das Arbeitsleben einer Journalistin, konnte sehen, was es heißt, tagtäglich auf Hindernisse zu stoßen, nur weil man eine Frau ist. Marokko ist ein ausschließlich muslimisches Land, in dem Mädchen teilweise noch heute mit 14 Jahren verheira-



tet werden, ein Mann oft mehr als zwei Ehefrauen hat und die Analphabetenrate für Frauen bei 60% liegt. Allerdings mußte ich ebenso gewisse Vorurteile abbauen, nicht jede muslimische Frau trägt einen Schleier und kuscht vor einem Mann. In der Hauptstadt Rabat, in der ich zwei Monate lebte, sind die meisten Frauen sehr emanzipiert im Vergleich zu anderen arabischen Staaten.

Als Fatna, eine arabische Freundin, und ich uns über die Ausbildungsmöglichkeiten in Marokko und Deutschland unterhielten, ist mir klar geworden, welche Chancen sich mir als Europäerin bieten, man muss sie nur ergreifen.

Deshalb bin ich nach Frankreich gegangen, um mein Schulfranzösisch aufzubessern.

In meiner Zeit in Marokko und Frankreich habe ich begriffen, dass man offen auf andere Menschen zugehen muß. Es ist dabei von Vorteil, wenn man mehrere Sprachen spricht. Mir ist klar geworden, dass mir ein Beruf, der viel mit Menschen und ihren verschiedenen Kulturen zu tun hat, Spaß machen würde.

Wir sind jetzt wieder zurück in Hannover, wohnen (noch) zu Hause. Gunda macht wieder einmal ein Praktikum beim Radio, und Anna ist mittlerweile sogar schon immatrikuliert – für Gartenbau. Aber nur damit ihre Eltern Kindergeld kriegen.

Gunda Meinecke und Anna Rossmann, Abiturjahrgang 1999





Drei Generationen Sophienschülerinnen

Mein Name ist Katherine Ossenkopp. Ich habe im Mai 1999 an der Sophienschule mein Abitur bestanden, und ich unterscheide mich dadurch von anderen ehemaligen Sophienschülern, dass nicht nur alle meine Geschwister Sophienschüler waren, sondern auch meine Mutter und meine Großmutter zu dieser Schule gingen.

Ich habe also den direkten Vergleich, was sich im Laufe des Jahrhunderts an meiner ehemaligen Schule verändert hat.

Meiner Mutter und besonders meiner Großmutter ist es sehr schwer gefallen, sich an die Schulzeit zu erinnern, woraus ich folgere, dass die Schule im Laufe des Lebens an Wichtigkeit verliert.

Für mich hat die Sophienschule noch nicht an Bedeutung verloren, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass dies passiert, da sie einen sehr wichtigen Lebensabschnitt von mir widerspiegelt.

Meine Großmutter wohnte zu ihrer Schulzeit noch auf dem Land, und ihre Eltern wählten die Sophienschule, da diese nah am Bahnhof lag und gut mit dem Zug zu erreichen war. Außerdem war es eine standesbewusste Schule für höhere Töchter, was damals eine gute Bildung garantierte.

Ich denke, dass meine Mutter ihr aus denselben Gründen folgte. Auch sie musste mit dem Zug zur Schule fahren, und die Sophienschule war mittlerweile der Familie vertraut.

Eigentlich war es bei mir nicht notwendig, zur Sophienschule zu gehen. Ich hatte weder mit Latein als Fremdsprache begonnen und musste auf ein altsprachliches Gymnasium, noch wohnte meine Familie in der Nähe der Sophienschule. Aber als dritte Tochter in der dritten Generation wollte ich selbstverständlich meinen Schwestern folgen. Wäre ich zu einer anderen Schule gegangen, hätte ich doch gar nicht gewusst, wie die Lehrer aussahen, von denen ich so viel durch meine Schwestern und teilweise sogar noch aus der Schulzeit meiner Mutter gehört hatte. Ich fand es auch spannend, neue Freunde kennen zu lernen. Aber am wichtigsten erschien mir damals die kostenlose Üstra-Busfahrkarte, die ich nicht bekommen hätte, wenn ich zu einer anderen Schule gegangen wäre, die weniger als drei Kilometer von meinem Zuhause entfernt gewesen wäre.

Ich kann mich erinnern, dass ich diese Karte später nie benutzt habe, da ich immer in letzter Minute mit meinen Schwestern mit dem Fahrrad zur Schule gefahren bin.



Wenn ich das aber mit dem Schulweg meiner Mutter und Großmutter als Fahrschüler vergleiche, so hatte ich es doch relativ einfach.

Meine Großmutter musste schon um 6.42 Uhr mit dem Zug losfahren und war fast eine Stunde vor Unterrichtsbeginn da. Wie bei meiner Mutter gab es nur wenige Fahrschüler. Bei meiner Großmutter mussten diese im Dispensiertenzimmer warten und konnten unter Aufsicht von Schulvogt Kenneke Hausaufgaben machen. Ich weiß, dass sie es immer sehr unangenehm fand, obwohl ich es mir sehr schön vorstellen könnte, mit unserm vor sich hin trällernden Hausmeister Chust im Stillarbeitsraum ein Pläuschchen zu halten.

Nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges musste meine Großmutter manchmal nachmittags bei Bombenalarm anstatt einer halben bis zu zwei Stunden auf ihren Zug warten.

Ich kann mir auch vorstellen, dass diese langen Schulwege ein maßgeblicher Grund dafür waren, dass es Freundschaften außerhalb der Schulzeit oder schulische Aktivitäten am frühen Abend für meine Mutter und Großmutter nicht so gab, wie ich sie gewohnt bin.

Die Schule bietet mittlerweile ein halbes Freizeitprogramm an, so dass die Schüler ihre Freundschaften auch nachmittags durch Arbeitsgemeinschaften stärken können.

Zu Zeiten meiner Großmutter war der Lehrer an der Sophienschule noch eine ehrfurchtsvolle Autoritätsperson. Er lehrte von einem Katheder aus, so dass die in Reih und Glied sitzenden Mädchen angstvoll nach oben schauen mussten. Zwar gab es für Schülerinnen keine Bestrafung mit dem Rohrstock, aber selbst noch bei meiner Mutter genügten drei Tadel im Klassenbuch, um von der Schule zu fliegen. Diese bekam man bereits, wenn man sich dem Lehrer widersetzte oder den Unterricht störte.

Ungerechtigkeiten und Bevorzugungen anderer Mitschülerinnen musste meine Großmutter 1935 akzeptieren, während man in den 60er Jahren anscheinend schon wagte, sich für seine Freunde einzusetzen. Letzten Endes hatte aber der Lehrer das Machtwort. Jeder Schüler war darauf bedacht, wenigstens im Betragen eine gute Note zu bekommen. Noten wurden nicht vorher bekannt gegeben, und somit war eine Diskussion um eine bessere Note ausgeschlossen.

Für meine Schulzeit ist dies alles unvorstellbar. Natürlich entscheidet der Lehrer immer noch über das Wohl der Schüler, aber er müsste sich mittlerweile schweren Herzens daran gewöhnt haben, dass der pubertierende Schüler frech und aufmüpfig ist, um sich im Klassenverband einen ehrenvollen Namen zu verschaffen. Bei Noten-



gebungen probiert jeder Schüler durch taktisch kluge Argumentation entweder seine oder die Note seines Freundes zu verbessern.

Erst in der Oberstufe haben wir erkannt, dass der Lehrer ein Mensch ist, der im Grunde nur Gutes für die Schüler möchte. Der Unterricht wurde harmonischer, und des Öfteren setzte sich der Lehrer zwischen die Schüler in den Stuhlkreis, und die Schüler führten den Unterricht.

Wir Schüler haben mittlerweile viel mehr Rechte und können der Autorität des Lehrers viel mehr entgegensetzen, nicht immer zur Freude der Lehrer. Dies hat aber auch zu einer offeneren Atmosphäre im Unterricht geführt und damit das Lernen erleichtert.

Während meine Mutter und meine Großmutter jeden Montagmorgen in der ersten Stunde zur Andacht mussten, sitzen heute die Schüler in der Raucherecke und trinken Kaffee, um wach zu werden.

Auch der Landheimaufenthalt hat sich im Laufe der Zeit verändert. Der verwöhnte Schüler von heute ist spätestens nach zwei Aufenthalten in Hambühren gelangweilt. Dabei weiß er gar nicht, wie viel schlimmer es uns in den 60er Jahren hätte treffen können. Erstmal waren es sieben Tage, die man im Landheim verbrachte. Vormittags wurde unterrichtet, natürlich auch häkeln und stricken, da es eine reine Mädchenschule war. Mittags herrschte strenge Ruhe. Allein durfte man nicht das Gelände verlassen, und sobald ein männlicher Dorfbewohner auftauchte, wurden die Mädchen eingeschlossen.

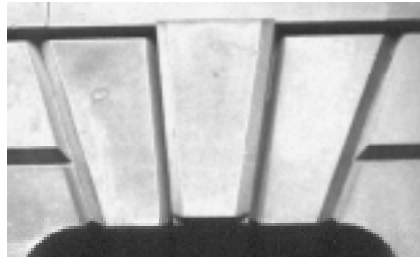
Und heute regen wir Schüler uns darüber auf, dass es nur einen großen Supermarkt in Hambühren gibt.

Trotz der unterschiedlichen Erziehungsmethoden sind wir alle ähnlich geprägt worden und erinnern uns gerne an unsere Schulzeit in der Sophienschule zurück, so dass Aussicht besteht, dass auch eine vierte Generation die Schule besuchen wird.

Katherine Ossenkopp, Hilde Ossenkopp-Quensell, Hilde Quensell geb. Pflugmacher



Sophies Welt





Der Ehemaligenbund der Sophienschule

Wer neun bzw. sieben – mehr oder weniger – Jahre täglich unter der Kurfürstin Sophie durch das Portal der Schule getreten ist und seine Schulzeit, die so prägend ist für das spätere Leben, gemeinsam mit Mitschülern, Mitschülerinnen und Lehrern verbracht hat, der denkt später meist gern an diese Zeit zurück, und viele möchten die Erinnerungen daran aufleben lassen und ab und zu etwas von ihrer „alten“ Schule hören.

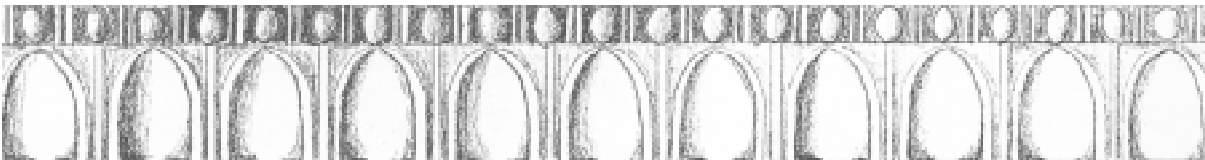
Diesem Anliegen kommt der Ehemaligenbund entgegen. Der Tatkraft von Herrn OSTD. Dr. Ludwig Wülker ist es zu verdanken, dass schon in den frühen 20er Jahren (genau am 16.2.1923) der Ehemaligenbund gegründet und ab Januar 1925 die Sophiensschulgrüße herausgegeben wurden. Herr Direktor Wülker hat während seiner Tätigkeit in der Schule sowie nach seiner Pensionierung sorgfältig Buch geführt über die Absolventen der Schule; es gelang ihm, den Zusammenhalt der ehemaligen Schülerinnen mit der Schule immer wieder neu zu schaffen und zu festigen. Jährlich fanden, meist zwischen Weihnachten und Neujahr, Treffen statt, die von ihm initiiert waren.

Die Sophiensschulgrüße kamen von 1925 bis zum Kriegsjahr 1940 regelmäßig heraus; dann mußten sie eingestellt werden, um 1946 eine Neuauflage zu erleben.

Die Arbeit von Herrn Direktor Wülker wurde nach seinem Tod 1953 von ehemaligen Schülerinnen und Lehrerinnen, später auch ehemaligen Schülern, fortgesetzt.

Ein Auszug aus den Satzungen, die 1998 neugefaßt wurden, gibt Aufschluß über unseren Bund:

§ 1 Der Bund hat seinen Sitz in Hannover. Er will die Verbindung der Ehemaligen untereinander und mit der Schule aufrechterhalten. Das heißt z. B. Information über Schul- und Ehemaligenaktivitäten, Organisation von Zusammenkünften und Festen unter Beteiligung der Ehemaligen, Verwaltung von Adressen.





- § 2 Dem Bund können alle ehemaligen Schüler/innen der Sophienschule angehören sowie sämtliche Mitglieder des Lehrerkollegiums (ehemalige und noch tätige) und alle Mitarbeiter der Schule: Hausmeister, Sekretärinnen, Schulassistenten, Landheimbetreuer.
- § 3 Der Vorstand besteht aus einem Team von 6-9 Ehemaligen mit gleichem Stimmrecht jedes einzelnen.
- § 6 Die Ehemaligen bekunden durch jährliche freiwillige Zahlung von mindestens DM 5,- ihre Zugehörigkeit zum Bund.

Charlotte Hüser

Was wäre die Sophienschule ohne ihre Freunde und Gönner?

Für das Jubiläum im Jahr 2000 ist sowohl die Schrift „Sophienschule“ als auch das Krönchen der Sophienbüste über dem Haupteingang unserer Schule neu vergoldet worden. Natürlich wurde dies von ehemaligen Schülerinnen bezahlt, die sich noch immer ihrer Schule eng verbunden fühlen, und vom Bund der Ehemaligen, der schon häufig als Retter in der Not zur Verfügung stand. Letzterer beteiligte sich auch an den Kosten für die Restaurierung der beiden großen Gemälde im Flur und finanzierte außerdem die Aufarbeitung des Bildes der Sophie Dorothee, das über der Aula hängt. Er spendierte die Busse, die (fast) die gesamte Schüler- und Lehrerschaft zur 70-Jahr-Feier unseres Landheims nach Hambühren brachten. Auch beim Kauf von Unterrichtsmaterial, für das im Stadtsäckel kein Geld zur Verfügung steht, sprang der Bund der Ehemaligen oftmals ein.

Übrigens: Auch unser Bildrestaurator gehört zu unseren Sponsoren.

Aber auch ohne den Verein der Eltern und Freunde wäre unsere Schule nicht das, was sie heute darstellt. Nicht nur, dass er ideell durch Vorträge den Erziehungsauftrag der Schule unterstützt und den Fachgruppen bei Anschaffungen behilflich ist, sondern er hat sich auch mit viel Engagement bei der Renovierung unseres Hauses beteiligt. Im Eingang findet man eine großartige Malerei über die Sonnenkulte der Welt. Die Flure und ein Teil der Klassenräume sind nacheinander auf eigene Kosten, teilweise auch eigenhändig von Eltern, Lehrern und Schülern gestrichen worden. Die Stadt stellte dafür kein Geld bereit. Als der Oberbürgermeister, Herr Schmalstieg, dann diese Arbeiten besichtigte, war er begeistert und richtete, wohl



auch davon inspiriert, einen „Selbsthilfefond“ ein, über den wir Farben und Handwerkszeug kaufen können. Zum Glück sind wir bei Farben aber ziemlich autark. Die Firma Sikkens in Wunstorf hat uns schon erhebliche Mengen Farbe gespendet. Die Baufirma Feike verhalf uns zu einem Gerüst, so dass selbständige Malerarbeiten möglich sind.

Aber es gibt auch andere „unbezahlbare“ Wünsche. Die 95-jährige Frau Appuhn, ehemalige Sophienschülerin, sorgt unter anderem dafür, dass wir uns einen Internetanschluss leisten können. Herr v. Elsner, ein Vater einer ehemaligen Schülerin, sorgte für Kontakte zur Frucht-Stiftung, über die wir schon mehrfach Teile unserer Sammlungen erneuern und einen Beamer und einen Computer für Musikbearbeitung anschaffen konnten.

Schließlich kam im Jahr 1998 eine größere Geldsumme für die Naturwissenschaften vom Verband der Metallindustriellen Niedersachsens, der auf der Suche nach künftigen Ingenieuren ist. Ideell unterstützt uns das Bildungswerk der Niedersächsischen Wirtschaft bei der Berufsinformation. In die gleiche Richtung geht die Spende der Preussag: ein Abo der Zeitschrift „Junge Forschung“.

Der Bezirksrat-Mitte verhalf uns zu blühenden Blumen auf dem Hof.

Verschiedene Firmen, z. B. Conti, stifteten Preise für unsere Tombola bei den Sommerfesten, Coca Cola sorgte dabei 1999 für Getränke und Spielzeug.

Doch wollen wir auch die Stadt einmal loben. Sie verhalf uns 1998 zu einem neuen Chemiesaal, einem neuen Erdkundefachraum, zwei renovierten Klassenräumen, einer gestrichenen Turnhallendecke sowie zu neuen Chemiegeräten. Gelegentlich erhalten wir von der Stadt auch zusätzlich Bänke für den Hof, Tischtennisplatten und Blumenkübel. Deshalb danken wir allen Mitarbeitern der Stadt, die im Rahmen der beschränkten Möglichkeiten unseren Wünschen wohlwollend gegenüberstehen.

Wir danken unseren Sponsoren, ohne die es gar nicht mehr ginge!

Durch eifriges Energiesparen tragen wir auch selbst zu einem kleinen Geldpolster bei.

Da zu unserer Schule selbstverständlich das Landheim gehört, sei nicht vergessen, dass wir auch dort von Gönnern unterstützt werden. Stadt, Land, DPWV, eine Farbfirma und viele Helfer, Eltern, Lehrer und Schüler, haben ehrenamtlich für ein gepflegtes, gemütliches Heim gesorgt.

Herzlichen Dank allen Freunden der Sophienschule!

Karin Neugebauer



Wir helfen, wo wir können

Der *Verein der Eltern und Freunde der Sophienschule e.V.* ist die jüngste Institution an der traditionsreichen „Sophie“, aber schon heute aus dem Schulleben nicht mehr wegzudenken.

Durch die am 16.11.1992 erfolgte Gründung eines gemeinnützigen Fördervereins sollte der Spenderkreis über die traditionellen Elternbeiträge hinaus auch für Lehrer, Ehemalige, Stiftungen und Firmen geöffnet werden. Mit Erfolg: Außer den festen jährlichen Mitgliedsbeiträgen von mindestens 36 DM/Person, für Ehepaare 54 DM, für Schüler, Studenten und Lehrlinge 12 DM und für juristische Personen 180 DM konnten seither weit über 100.000 DM an Spenden eingeworben werden.

Zum ersten Vorsitzenden wurde seinerzeit mit Henning Brandes einer der Initiatoren aus dem Schulelternrat gewählt, zu seiner Stellvertreterin Sigrun Batra. Schriftführer ist seit der Gründung Dr. Dirk Meyerhoff, Schatzmeister war in den ersten sechs Jahren Joachim Hellermann.

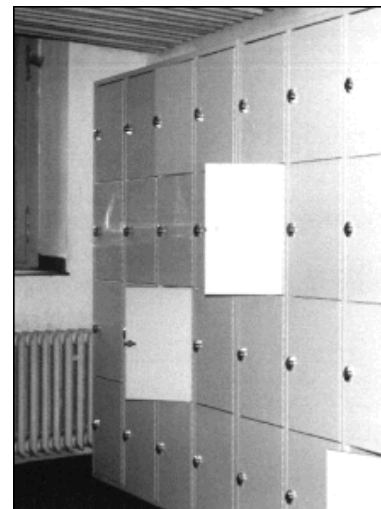
Von 1994 bis 1998 führte Hannelore Dröge den Verein, seither ist Dr. Wolf-Rüdiger Reinicke dessen Vorsitzender. Dem heutigen Vorstand gehören außerdem Marion Peiffer-Allerkamp (stellvertretende Vorsitzende), Brigitte Krüger-Jahns (Schatzmeisterin), Dr. Dirk Meyerhoff (Schriftführer), Johanna Gmelin, Marei Peetz-v. Drygalski und Prof. Dr. Hans-Heinrich Peters an. Mitglied des Vereins kann jede natürliche oder juristische Person werden, zurzeit sind es schon über 200.

Die stets ausgewogene Besetzung des Vorstands mit Eltern, Lehrern und Schülern kommt den Aktivitäten zugute, denn Zweck des Vereins ist es, die pädagogischen Aufgaben und Zielsetzungen der Sophienschule in materieller und ideeller Form zu unterstützen (§ 2 Abs. 1 der Satzung). So steuert der Verein jährlich rund 8.000 DM zum Schuletat bei für die vielfältigsten Anschaffungen wie

- Installation eines leistungsfähigen Computer-Intranets
- Einrichtung von Schließfächern für die Schüler
- Beschaffung moderner Unterrichtsmaterialien
- Anschaffung von Video- und Cassettenrecordern

und unterstützt regelmäßig die Teilnahme an Schul- und Studienfahrten sowie die Arbeit der Schülervertretung.

Zur ideellen Förderung zählt die Einrichtung des Sophienforums. Schule soll heute für unsere Kinder nicht nur Wissen, sondern auch Lebenswelt vermitteln. Die unter-





schiedlichen Themenstellungen der Sophienforen setzen sich mit Problemfeldern wie Drogen und Gewalt auseinander, führen aber auch an kulturelle Themenbereiche heran. Bislang hat der Verein elf derartige Veranstaltungen durchgeführt:

Elisabeth Züller	Autorenlesung
Parl. Staatssekr. E. Lintner u.a.	Prävention und Drogenpolitik
Landtagsabgeordnete	Schule im Blickpunkt der Parteien
Wilhelm Knackstedt	Jugendsekten
Prof. Dr. Thomas Ziehe	Wege aus der Kindheit
Dr. Gerda Utermöhlen	Plaudereien zwischen der Kurfürstin Sophie und Leibniz
Roland R. Geisselhart	Gedächtnis-, Konzentrations- und Kreativitätstraining
Eltern und Freunde	Schüler bekommen durch Profis Einblick in verschiedene Sparten der Berufswelt
Dr. Stefan Wolf	EXPO 2000 – Zukunft als Ereignis
Hans-Jörg Herrmann	EURO ante portas
Andreas Lowski	Gefahr erkannt – Gefahr gebannt

Zwei Aktionen verdienen besondere Hervorhebung: Im Sommer 1995 konnte mit Spenden von Eltern, Ehemaligen und Firmen in Höhe von rund 30.000 DM unter der Regie von Elke Quaas der Eingangsbereich renoviert und dabei die Hallendecke





durch Illusionsmalerei mit Kuppel, freiem Himmel und klassischen Symbolen künstlerisch gestaltet werden.

Und im Jahr 1998 gab der Verband der Metallindustriellen Niedersachsens mit einem Zuschuss in gleicher Höhe für die Anschaffung von grafikfähigen Taschenrechnern und Experimentalausstattung in den Fächern Physik und Chemie den Startschuss für seine Initiative „makIng.future“ zur Förderung des Ingenieurnachwuchses.

Angesichts der Vorschriften in §§ 112, 113 des Nds. Schulgesetzes, wonach das Land die personellen Kosten für die Lehrkräfte usw., die Schulträger die sächlichen Kosten der öffentlichen Schulen tragen, stellt sich die Frage:

„Ist es denn überhaupt nötig, dass Eltern auf diese Weise das Heft in die Hand nehmen und ‚Schularbeiten‘ machen?“

Leider ja, weil der Staat (sich) zunehmend versagt. Kennzeichnend ist die Erklärung des damaligen Kultusministers Wernstedt vom September 1995 in einem Magazin-Beitrag des Fernsehsenders ARTE auf die konkrete Frage, ob und warum Eltern wie an der Sophienschule die Renovierung, Anschaffung von Lehrmitteln usw. selbst finanzieren müssten: „Öffentliche Armut und privater Reichtum kann nicht dazu führen, dass wir dem Staat immer mehr aufbürden.“ Angesichts einer Staatsquote von nahezu 50% ist dies natürlich eine bloße Schutzbehauptung. Wenn fast die Hälfte dessen, was wir gemeinsam erwirtschaften, von einer der vielen öffentlichen Hände einkassiert wird, kann es sich bei der angeblichen öffentlichen Armut jedenfalls nicht um eine materielle Armut handeln. Das ständig gestiegene Steueraufkommen muss nur richtig eingesetzt werden, und das werden wir auch in Zukunft einfordern.

Ganz unabhängig davon hat das ehrenamtliche Engagement, also die unentgeltliche Mitwirkung von Bürgern im öffentlichen Bereich, gerade in Deutschland eine gute Tradition. Dies gilt auch im schulischen Bereich, wo Mitwirkung und finanzielle Förderung für Eltern und Freunde vielfältige Möglichkeiten zur positiven Mitgestaltung eröffnen. Der Verein dankt allen seinen Mitgliedern und Förderern für die bisher geleisteten Beiträge. Mit Ihrer Unterstützung werden wir gemeinsam mit neuen Aktivitäten auch das Leben an unserer „Sophie“ im neuen Jahrtausend bereichern können.

Wo Sie uns finden? Im Internet unter <http://welcome.to/efs>. Die Buchstaben EFS fügen sich auch in unserem Logo zu einem freundlichen Gesicht, das Sie als Mitglied des Fördervereins mitgestalten können.

Rüdiger Reinicke



In schwieriger Zeit – Berufsbeginn

Im Herbst 1944 trat ich in Göttingen mein Referendariat an. Wenige Tage nach Schulbeginn wurden wir auf „unser'n Führer“ vereidigt. Ich spürte das Makabre der Situation, aber gefangen in Zorn und Hilflosigkeit. – Meine Studienzeit war kurz, aber intensiv gewesen, nicht zuletzt, weil die Zahl der Studierenden meist klein war (fast alle jungen Männer waren ja Soldaten) – in manchen Vorlesungen waren wir nur zwei. Der Krieg warf immer wieder schwere Schatten, auch das ließ uns wohl intensiver leben. In der Verdunklung strahlten die Sterne heller. Wir konnten Freundschaft haben mit Gleichgesinnten und lebten im Gespräch miteinander. – Nun kam der Beruf. Ich wurde in der Göttinger Oberschule für Mädchen in den Unterstufenunterricht in Deutsch und Englisch eingewiesen. Die Unterrichtsroutine war nicht begeisternd; das Faszinierende war die Aufgabe: Alle sollten es begreifen, die da saßen, nicht nur die Schnellen und besonders Willigen.

An die Ausbilder im Studiensemester erinnere ich mich wenig. Im „Herrenzimmer“ des Anglisten, in dem wir saßen, hing „unser Führer“ in Öl gemalt. Wir kannten den Typ des karrierebewussten, nicht gerade wegen seiner Leistungen beförderten Funktionärs und hatten gelernt, uns bedeckt zu halten.

Nach wenigen Wochen wurden wir zur Deckung des Unterrichtsbedarfs an andere Schulen versetzt. Ich kam in eine kleine Stadt an eine Jungenschule. Es war eine hungrige Zeit. In der Stadt waren keine Bomben gefallen, aber es gab viel Alarm und Voralarm. Im Zug traf ich eines Tages auf völlig verstörte Menschen: Flüchtlinge aus dem brennenden Dresden. – Mit meinem Unterricht kam ich leidlich zurecht. Der Klassenlehrer einer unruhigen und störrischen Quinta (6. Klasse) sagte zur jungen Kollegin: „Ich prügele sie Ihnen weich.“ Zum Glück wurde er bald darauf versetzt, und ich erlebte, wie eine tüchtige Frau, die an seine Stelle trat, die Klasse durch ihren interessanten Unterricht binnen 14 Tagen verwandelte. Die Jungen sahen ganz anders aus ihren Augen: eine einprägsame Erfahrung. – Ich fühlte mich sehr fremd in diesen Verhältnissen. Mit einer Kollegin machte ich weite Spaziergänge: Es tat gut, im Freien zu sein. Wir überquerten manchmal die völlig leere Autobahn und sahen gelegentlich Trupps von Gefangenen heranmarschieren, die aus westlichen Lagern zurückgenommen wurden. Die Alliierten rückten vor. Der Wahnsinn des Krieges ging weiter. Viele Menschen in der kleinen Stadt waren in die Verblendung der Führenden mit hineingerissen. Sie konnten sich eine Niederlage Deutschlands nicht vorstellen und was danach kommen sollte. Am letzten Tag vor den Osterferien 1945 saß ich mit drei Kollegen zusammen; von uns Vieren



glaubten zwei noch immer an den Sieg, an die Wunderwaffe ... Ich habe das Kriegsende in dieser Stadt nicht erlebt, nur später gehört von Selbstmorden und Ver zweiflungstaten, wie es sie damals allenthalben in Deutschland gab.

Den Einzug der Alliierten sah ich in dem noch zu allerletzt (22.3.1945) zerstörten Hildesheim. Ich weiß noch, dass ich auf einem Baum saß gegenüber dem beschädigten Haus meiner Verwandten, und die Panzer fuhren vorbei. Von den folgenden Wochen und Monaten ist hier nicht zu berichten, nur so viel, dass damals Englischunterricht für Erwachsene gefragt war. Wir waren ja englische Besatzungszone. Ich lernte, Unterricht aufzubauen ohne vorgefertigtes Material: eine gute Sache. Es herrschte eine ungewöhnliche Aufgeschlossenheit von Mensch zu Mensch. Bald durften wir auch Religionsunterricht geben in der Gemeinde. Die Alliierten hielten das offenbar für nützlich. Ein paar Wochen, im Herbst 1945, war ich Hauslehrerin auf einem Gut: wenig positive Erfahrungen mit dem Unterricht, aber sehr beanspruchend mit allerlei Menschen, die durch den Umbruch durcheinandergeschüttelt waren. Die Hausherrin hatte aufgrund einer Denunziation im Gefängnis gesessen, Flüchtlinge aus dem Osten wurden aufgenommen, tapfere und problematische, im Schloss waren jetzt Fremdarbeiter („displaced persons“) einquartiert, Schwarzhandel blühte im Untergrund. – Damals kamen die ersten Zeitungen heraus und brachten Berichte über KZs und Judenvergasungen: Ein Abgrund tat sich auf ... Ich hatte niemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte.

Endlich begann mühsam der Schulunterricht, ab Dezember 1945 konnte ich in Hildesheim einige Stunden hospitieren. Schulräume waren knapp. Frau Professor Kunze unterrichtete eine Prima eines hauswirtschaftlichen Zweiges (diese Klassen galten als weniger interessiert) in Deutsch; das spielte sich in einem großen kalten Gemeinderaum ab, – an der Wand standen gerettete Lorbeerbäume – aber mir wurde warm. Diese Frau war großartig. Die Schülerinnen stellten kluge Fragen, und sie konnte in wenigen Sätzen z. B. Grundlinien der Kantischen Philosophie skizzieren, die Entwicklung ging im Gespräch vor sich.

Es ist weithin vergessen worden, dass die Nazis fast durchgehend Frauen aus höheren Stellen vertrieben hatten. Professorinnen wie Frau K. wurden zu Studienrätinnen zurückgestuft, Oberschulrätinnen und Ministerialrätinnen vorzeitig pensioniert, der Leiterin der gynäkologischen Abteilung eines Krankenhauses wurde ihr Oberarzt als Chef vorgesetzt etc. Jetzt konnte man sich in der ersten Wiederaufbauphase auf solche Frauen und Männer stützen, die sich charakterlich bewährt hatten. Mir begegneten in der folgenden Zeit mehrere Frauen, die von der Arbeitsschulbe-



wegung der 20er Jahre geprägt waren, menschlich hoch gebildet, auf Selbständigkeit der Schülerinnen gerichtet, jede eine eigene Persönlichkeit mit ihrer besonderen Ausstrahlung. – In Hildesheim konnte ich noch am Pädagogikunterricht des Jugendleiterinnenseminars teilnehmen. Man merkte, dass die „Schülerinnen“ eigene Berufserfahrung hatten, es war ein anspruchsvoller Unterricht in einem weiten Horizont. Ich wurde damals an Pestalozzi herangeführt und fing an, seine sozialpädagogischen Schriften zu lesen und zu verarbeiten: Da ging es um Wege der Wiederherstellung aus schuldhaft zerstörten Verhältnissen, um Aufrichtung von Menschlichkeit und Solidarität.

Bald wurde ich zum Studienseminar nach Hannover einberufen (Januar 1946) und bekam die Möglichkeit zu eigenem Unterricht. Jetzt wurde mein „drittes“ Fach besonders wichtig: evangelische Religion. Ich schrieb meine Assessorarbeit über Unterricht in den Urgeschichten der Bibel in zwei Klassen 10. Es war klar zu erkennen, dass es keine leichte Aufgabe war und sein würde, junge Menschen an die Bibel und ihre Botschaft heranzuführen: Zunächst galt es, beweglich zu sein und zu hören, was für Vorstellungen sie mitbrachten, und dann waren Brücken zu bauen zu den Inhalten, die mir fest standen. Sie hatten sich ja bewährt. Der 1. Satz meiner Arbeit lautete: „Der Religionsunterricht wird in einer anderen Verantwortung gegeben als der übrige Unterricht.“ Der Oberschulrat in der mündlichen Prüfung wunderte sich darüber ... Das Examen war schon bald, im Sommer 1946. Unsere Ausbildungszeit war also sehr kurz, zu kurz wahrscheinlich. Immerhin wurde dadurch die Freude, selber herauszufinden, „was ging“, lebendig erhalten und nicht durch methodischen und didaktischen „Drill“ getötet.

Ich weiß nicht mehr viel von den Klassen, in denen ich damals einige Monate oder Wochen unterrichtete, aber ich erinnere mich an aufnahmebereite Gesichter und viel freundliche Bereitschaft der jungen Lehrerin gegenüber, über die ich mich manchmal wunderte, denn diese Anfänge waren doch sehr tastend. Wie meine Schülerinnen durch den Krieg gekommen waren, erfuhr ich nicht. Ich mochte annehmen, dass sie einigermaßen behütet gewesen waren. – Später hörte ich einmal das Referat einer erfahrenen älteren Kollegin aus dem Rheinland, die aus so genannten „Bildungsgängen“ von Abiturientinnen Berichte zusammengestellt hatte über das Erleben der jungen Menschen in den vergangenen Jahren, als Flüchtlinge auf langen Trecks, als Überlebende schwerer Bombenangriffe, als Zeugen von Tieffliegergefechten auf freiem Feld mit Toten unmittelbar neben ihnen, als Waisen mit Verantwortung für jüngere Geschwister.



Nach dem Examen im Sommer ging ich zum ersten Mal „über die grüne Grenze“, um nach Hause zu kommen, nach Mecklenburg. Acht Monate lebte ich in der sowjetischen Besatzungszone – durch einen schlimmen und langen Winter hindurch – und erfuhr, wie die Menschen „drüben“ lebten und was sie durchgemacht hatten. Der Blick auf die unheimliche und gewalttätige stalinistische Politik und Ideologie forderte später immer wieder zur Abwehr und Auseinandersetzung heraus: Das spielte eine wichtige Rolle im Unterricht der vierziger und fünfziger Jahre.

Erst im Mai 1947 konnte ich an der Sophienschule anfangen. Auch in Hannover war der Winter schlimm gewesen, und geregelter Unterricht war nicht möglich. Frau Oberschulrätin Wurmb hatte mich wohl für diese Schule ausersehen, an der sie selber unterrichtet hatte. Ich erinnere mich noch an einen Vortrag, den sie uns Referendaren und Referendarinnen 1946 hielt, ich glaube über den Ertrag der Frauenbildungsbewegung. Jedenfalls repräsentierte sie die Pioniergeneration dieser Bewegung in höchst eindrucksvoller Weise. Auch sie war 1933 pensioniert worden und nun zurückgerufen. Ich wusste von ihr aus Erzählungen. Sie war gefürchtet (als „Tatzelwurm“), aber auch hoch geschätzt. Als Lehrerin war sie ihren früheren Schülerinnen unvergesslich; den Schiller'schen Freiheitsbegriff hatte sie ihnen für immer eingeprägt. Diese Frauen hatten sich schwer durchsetzen und behaupten müssen, und man kann sich heute überhaupt kaum noch vorstellen, wie autoritär Behördenvertreter früher auftraten und regierten. Ich habe das aber noch am eigenen Leibe zu spüren bekommen, als ihre Nachfolgerin Abitur abnahm bei der ersten Klasse, die ich als Klassenlehrerin führte.

Die Sophienschule war beschädigt, aber nicht zerstört. Wir hatten Schichtunterricht, und in der ersten großen Pause gab es Schulspeisung. Sie war hochwillkommen. Im Kollegium lernte ich noch Frauen kennen, die ihrer Tüchtigkeit wegen bald als Direktorinnen eingesetzt wurden. Damals hielten die Engländer als Besatzungsmacht darauf, dass Mädchenschulen eine weibliche Leitung bekamen, und es fanden sich auch Frauen genug, die das auf sich nahmen. Die weitaus meisten Gymnasiallehrerinnen waren unverheiratet. Es war noch nicht lange her, dass eine Lehrerin, die sich verheiratete, ausscheiden musste.

Ich konnte unterrichten, was ich als Bildung aufgenommen hatte und was in mir lebendig war. Weil ich wusste, dass das nicht selbstverständlich war, war ich dankbar dafür. Die Vorbildung der Schülerinnen war lückenhaft, aber wir hatten viel guten Willen, Schülerinnen und Lehrerin. Die Entnazifizierung, die damals der „Vergangenheitsbewältigung“ dienen sollte, betraf meinen Jahrgang nicht, wir waren zu jung gewesen. – Einmal schickte mir Frau Direktorin B. den education officer, der sich in



der Schule eingefunden hatte, in den Englischunterricht. Nachdem ich ihn weidlich gelangweilt hatte mit grammatischen Übungen, suchte ich Schülerinnen aus für das Spiel „buying and selling“. Er schaltete sich ein und versuchte, als butcher unter dem Ladentisch „schwarz“ Wurst zu verkaufen. Er nahm dann kommentarlos Abschied, ich glaube: wohlwollend.

Zweimal wurde ich „zur demokratischen Umerziehung“ ins Ausland eingeladen (1948, 1949) als junge deutsche Lehrerin: einmal in die Schweiz und einmal nach England. Das ergab Einblicke in fremde Welten, fremd nicht nur wegen der eleganten Kleidung und der Perlonstrümpfe. Wir wurden mit sozialen und pädagogischen Einrichtungen bekannt gemacht und lernten Menschen kennen, die in ihnen arbeiteten. Aber natürlich blieben die Eindrücke flüchtig; sie waren für mich wohl kaum „übersetzbar“, und Distanz zu den eigenen Verhältnissen stellte sich nicht ein. Sich mit Deutschland, dem geteilten, in seinem Elend zu identifizieren, war keinen Augenblick fraglich. Ich staunte über das Maß an Unverständnis, das mir bei Ausländern begegnete. Was ich über Geschehnisse in der sowjetischen Besatzungszone berichtete, stieß in England schlicht auf Unglauben. In der Schweiz begegnete ich moralischer Verurteilung der jungen Deutschen, die durch den Krieg aus den Ordnungen geworfen waren. Aber es überwog der Eindruck eines bemühten Entgegenkommens.

Das Leben in Deutschland mit seinen elementaren Problemen forderte uns ganz. Zu selbständigen Erwägungen über den politischen Kurs, über Alternativen im Wiederaufbau des Schulwesens waren wir Jungen kaum fähig. In der Regel respektierten wir die älteren Kolleginnen und Kollegen ganz selbstverständlich. Im Kollegium gab es sicher Spannungen, aber auch noch viel Übereinstimmung in pädagogischen Grundfragen. Wir wollten wieder anknüpfen an das, was sich bewährt hatte. Aber wir wollten auch aufholen in den geistigen Bewegungen der Zeit, von denen der Nationalsozialismus Deutschland abgeschnitten hatte. So ging es lebhaft zu in einer Deutschlehrer-Arbeitsgemeinschaft, in der katholische, evangelische und anthroposophische Lehrer und Lehrerinnen beieinander waren: Ich empfand diese Zeit als fruchtbar.

Elfriede Büchsel



Immer nur Punkte: 1980 wie heute

Da sitzen sie nun, die mühsam über die Mittelstufe herübergerettet worden sind, und die, die überraschend wieder Anschluss suchen – die Eisernen von früher, die schon immer an allem interessiert waren, und die Anhänglichen; die Frommen, eher skeptisch, milder Blick aus Teestubenaugen, „Jesus lebt“ am Pullover – die Kritischen, die andere, aber auch Plaketten tragen, die den Laden „irgendwo ein Stück weit“ in Schwung bringen wollen, prophetisch auf ihre Weise – die Harmlosen, die sich etwas Nettes wünschen, freundliche Atmosphäre, stille Töne: Dabeisein ist alles – die Strategen, die wissen, wo sie ihre Punkte kriegen – Freunde und Freundinnen, froh, sich wiedergefunden zu haben.

Friedlich noch allesamt, wie sie da beieinander sitzen, von links nach rechts, von vorn nach hinten, in allen gängigen Bekennerfarben: grün, rot, schwarz, gewandet in blassverwaschenem Demolook oder gefältelem Flanell, Schüchterne und Vorlaute, Schweiger und Schwätzer, Freiwillige und solche, die des Schicksals Los überwältigt hat, alles in allem, Schüler in einem ausgesprochen ordentlichen Unterricht, einmal wöchentlich, zweistündig: Mittag ist vorüber schon, hurra, wir haben Religion.

Darf sich der Lehrer fragen, warum sich gerade diese Schüler von ihm unterrichten lassen wollen, sollen, müssen? Hat Unter-Richten eher etwas mit Aus-Richten oder Auf-Richten zu tun? Ist der Unterrichtende ein Richter? Wer klagt den Schüler an, wer verteidigt ihn im so genannten Unterrichts-Prozess? Sind die Rollen überhaupt richtig verteilt? Welche soll der Religionslehrer übernehmen? Sind „Übergriffe“ in diesem Rollenspiel unvermeidlich? Der Schüler, das unbekannte Wesen, nur als pädagogische Konstruktion lustvoll problematisch: Sie müssen nur Nippel durch die Lasche ziehen! O Schüler, wie soll ich dich empfangen und wie begegne ich dir? Was erwarten die Religionsschüler, was wissen sie, was wollen sie lernen und wie? Wer ist mit wem, wer gegen wen? Wer redet, wer schweigt? Wer weiß etwas und schweigt trotzdem? Wer spricht ständig, obwohl er nichts weiß – noch nichts? Wer ist lernfähig, wer lernwillig? Der Schüler denkt, der Lehrer lenkt, moderiert moderat: eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst Schwächen in Vorzüge verwandeln und in ihm – weiter mit Fontane – noch ganz das eigentümlich sympathische Selbstgefühl all derer, die schon vor den Reformen da waren, aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im Stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen setzte. (Frei nach Fontane, Stechlin.)

1. Ausblick auf einen pädagogischen Garten – Die Schüler

2. Ein Los wird kommen, das bringt dir den einen ... – Der Lehrer



3. Der Herr wird mit uns sein, wie er mit den Vätern war – Der Unterricht

Also nach allen Seiten offen, wie das denn nun mal so ist im RU: Erst fängt er ganz langsam an, problemorientierte Polonäse, da kommt Freude auf, kooperativ, provokativ, informativ, kognitiv, affirmativ, kompensatorisch, therapeutisch, sachorientiert, handlungsorientiert: von jedem etwas, gegen alles oder auch dafür, zum Aufwärmen, zum Kennenlernen, immer interessant und motivationsfähig, ex- und intrinsisch, von Hamburg bis nach Wuppertal. Ob man dieses oder jenes überhaupt glauben dürfe, wer denn das bestimme, auf der einen, „ein feste Burg ist unser Gott“, auf der anderen Seite, eins, zwei, drei im Sauseschritt, die Zeit vergeht und vieles andere mit, der Kurs hat ja auch ein Thema! So wird Brüderlichkeit durch Leistung eingeholt. Die Geister scheiden sich, und bisweilen fehlen sie ganz, individuell und kollektiv, da in anderen Fächern schon Arbeiten geschrieben werden.

Studienfahrten raffen zeitweilig ganze Jahrgänge dahin. Und der Lehrer geht selber mit auf große Fahrt, bloß im anderen Jahrgang. Auch bildet er sich gern fort, gegen Krankheit ist er gleichfalls nicht gefeit. So fallen manche Einfälle aus, da ja auch der Unterricht ausfällt. Aller Trost: Bei Philippi sehen wir uns wieder. Der Klausurentermin nämlich steht seit langem fest.

Natürlich ist Religion auch früher dran als andere Fächer, in denen muss man doch erst mal Stoff sammeln, sagen die Naturwissenschaftler, und die Sprachler schließen sich freudig an, kollegiales Motto: In Religion findet man immer etwas! Die Klausur rückt näher, gefürchtete Schülerfrage: „Worüber schreiben wir denn?“ Der Lehrer stellt sich insgeheim dieselbe Frage, lässt sich aber nichts anmerken, verweist auf die vielen Zettel, die er produziert hat. Da steht alles drin. Entsetztes Schülerecho: „Zettel? Welche denn ...?“ Zum Glück findet sich ein Text, in dem schon alles drinsteht, die Aufgaben werden ein Übriges tun. Den Geistesgegenwärtigen eröffnen sich reelle Chancen. Was kommt dabei heraus? Auf jeden Fall Punkte, sie sind ja gleichsam „vorgeschrieben“. Der Lehrer ist dazu verpflichtet, sie aufzuspüren, wird er fündig? Schlagerweisheit 82: „So muss das Leben wohl sein, es holt alle Verlierer mal ein ...“ Und wie war es mündlich? Derselbe Schlager: „Ich (Lehrer) sah dir (Schüler) ins Gesicht, du sagtest, frag mich nicht ...!“ Also, der Lehrer erinnert sich, holt Aufzeichnungen hervor, gewichtet, ordnet. Im nächsten Halbjahr soll es doch weitergehen. Werden alle wiederkommen? Wäre es überhaupt wünschenswert? Wie kleinlich, wie großzügig darf er mit den Punkten umgehen? Sind nicht alle Fächer vor dem Schulgesetz gleich? Gerechtigkeit, Durchsichtigkeit, Überprüfbarkeit, jedes für sich kann schon unerbittlich sein; das letzte Stündlein naht:



Letzte Stunde im Semester, high noon, der Lehrer betritt breitbeinig den Klassenraum. Seine Rechte zieht lässig das grüne Kursbuch, die Spielhand ordnet, unauffällig, mit Zahlen beschriftete Papiere. Er ist auf Zeitgewinn aus, stellt mit gespielter Erstaunen Vollzähligkeit fest, ist beiläufig erfreut über Pünktlichkeit, bearbeitet geschäftsmäßig die Anwesenheitsliste.

Die Gegenseite schweigt, das Strickzeug ruht. Gegen frühkindlichen Liebesentzug hilft keine Cola mehr. Dem unbehausten Schüler droht neuerlicher Absturz, weh dem, der keine Heimat hat!

Der Lehrer richtet sich mit sicherndem Blick auf das letzte Gefecht ein. Eine Mischung von Sorge und Verachtung, ängstlicher Abwesenheit und professionellem Desinteresse spiegelt sich auf den Gesichtern der Schüler. Blitzschnell klärt der Lehrer die Lage, schaut insgeheim auf vermutete Angriffs- und Verteidigungsvarianten voraus. So wird A. bei Aufruf der Zensur – gleich welcher – lässig die Hand heben wie Beckenbauer, wenn er den Platz verlässt. F. blickt ihn bekennerschaft trotz an, ihr Wahlspruch: Hier sitze ich, ich kann nicht anders! R. hat längst ideologisch solide Übelkeit gepackt, Zensuren zementieren bekanntlich den Klassenunterschied. Die Alternativen blicken derweil verzweifelt hinaus ins Grüne, eine verheerende Umweltverschmutzung steht unmittelbar bevor. Bei den Stillen im Lande finden sich die Hände: Das Ende naht. M. blickt statt dessen in dieser Stunde der Demütigung bereits auf den historischen Wechsel und denkt an den nächsten Lehrer, den er wählen kann.

Die erste Runde beginnt: Leistungen der Kursteilnehmer im groben Raster, Gruppierungsangebote. Die Spannung wächst, Namen fallen. Bedrohliche Heiterkeit durchbricht die unheilvolle Stille. Erste Scharmützel, rhetorisch noch wenig ausgefeilt, bahnen sich an: „Wie bitte? – das gibt's doch gar nicht! – das kann doch nicht wahr sein!“ Der Schmerz offensichtlicher Ungerechtigkeit ist am ehesten am Kopf zu fassen, doch die Haare bieten nicht genügend Halt, die Hände klatschen, bühnenreif, auf die Schenkel. „Welche Sabine meinen Sie denn?“ übertönt ein fester Schülermund in froher Selbsttäuschung die wachsende Geräuschkulisse. Noch ist im Einzelnen nichts geklärt, da fällt dramaturgisch günstig der klassische Einwand: „Es gibt doch auch 15 Punkte!“ Keine Frage, dass der Lehrer zustimmen muss. Geistesgegenwärtig kann er der aufkommenden Heiterkeit gerade noch begegnen mit dem Hinweis auf 0 Punkte.

Die zweite Runde wird eingeläutet: Differenzierung der Leistungsgruppen, Erleichterung und Empörung wechseln einander ab. Nun fallen die Punkte wie reife Früchte

4. Wem die Stunde schlägt – Die Punkte



Prof. Dr. Harm Glashoff

3000 Hannover 51
Fehrenwinkel 26
Telefon (0511) 644256 649 82 56

Prof. Dr. Harm Glashoff · Fehrenwinkel 26 · 3 Hannover 51 ·

Herrn
Dipl.-Biol. J. Hoppe
Sophienschule

Hannover, 16.07.1985.

Sehr geehrter Herr Hoppe,

Da unsere Tochter Almut G., geb. 31.07.1967, noch nicht volljährig ist, sind wir gehalten, post factum gegen ihre Teilnahme am aushäusigen und nächtlichen AT-Wochenende vom **12.-14.07.85** nachdrücklich zu protestieren.

Der Sophienschule liegen die Lebensdaten der Schüler(innen) vor. Insoweit hätten Sie als Betreuer der Gruppe nach Aktenlage diesen Umstand vorsorglich in Betracht zu ziehen in der Lage sein müssen.

Da weder Ihnen noch uns vor dem casus delicti die Möglichkeit einer Äußerung eingeräumt worden ist, erklären wir hiermit gemäß C. Morgenstern, Palström, S. 66 f, Abs. 6 die Teilnahme besagter Tochter Almut G. als nicht geschehen.

Wir gehen davon aus, daß Sie an einer entsprechenden Regelung auf außergerichtlicher Basis interessiert sind und diesbezügliche Schritte unternehmen werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

(Prof. Dr. H. Glashoff, Erziehungsberechtigter)

aus des Lehrers Mund. Stellvertreterkriege werden angezettelt. Die unverletzt Gebliebenen schwenken weiße Fahnen, damit die Verletzten komfortabler gebettet werden können. „So können Sie das aber nicht sagen!“ kommt es schon schwächer zurück, wenn der Lehrer ins volle Schülerleben greift. Die folgende Diskussion entfaltet muttersprachlichen Reichtum: „Wenn G., dann R.; sowohl M. als auch H.; zwar nicht häufig, aber doch; immer dann, wenn SIE, dann hat L.“ Das komplizierte Punktgebäude gerät ins Wanken. Die Einsichtigen wechseln die Fronten. Die letzte Runde! Der Lehrer zeigt sich bei der Einordnung problematischer Fälle versöhnlich: schwacher Glanz auf den Gesichtern der bereits Hoffnungslosen! Da holen die Einzelkämpfer zum letzten unbekümmerten Schlag aus, Spielart: Ich finde mich einfach besser! Aber der Lehrer rechnet schon. Es gongt.

Rainer Denecke



Tutorencheckliste (1990)

Kurz nach dem Eintritt ins „vollentwickelte Kurssystem“, gerade wenn Du denkst, dass die dauernden Vor-, Haupt- und Nachwahlen endlich vorüber sind, kommt ein weiterer Höhepunkt der Entscheidungsfreiheit: Du wählst (immer vorausgesetzt, dass Du nicht rausgelost wirst) den „Lehrer Deines Vertrauens“, Deinen TUTOR!!! (Es wäre zumindest ganz sinnig, wenn Du Deinen zukünftigen Tutor für halbwegs vertrauenswürdig hieltest, wer weiß, wie viel Ärger Du noch bis zum Abi bekommst.)

Damit Du Dich jedoch nicht genauso verwählst wie bei Deinen Kursen und nachher feststellst, dass Du den – subjektiv, rein subjektiv – größten Idioten des ganzen Kollegiums erwischt hast, hier eine kurze Beschreibung der am häufigsten auftretenden Tutorentypen (ab und zu findet man auch Mischformen).

Tritt selten auf und ist ständig vom Aussterben bedroht. Er ist der Einzige, der noch etwas Durchblick durch Reformen, Erlasse, Rahmenrichtlinien usw. hat und verhindern könnte, dass Du die Abizulassung nicht bekommst, weil Dir z. B. eine W.u.N.-Stunde fehlt oder Du plötzlich zwei themengleiche Sportkurse hast. Bei uns gibt es von dieser Sorte ca. ein gutes halbes Dutzend Lehrer, die drei Oberstufenkoordinatoren eingerechnet. Die Chancen, so jemanden zu erwischen, sind gering, mache Dich also frühzeitig mit dem Gedanken vertraut, dass Dein zukünftiger Tutor eher unfähig sein wird, Dich in „allen die Schule betreffenden Fragen zu beraten“.

1. Der Informierte

Der größte Teil des „Lehrkörpers“ ist zu dieser Gruppe zu zählen. Sie sind leicht zu erkennen. Wenn Dich ein Lehrer fragt, warum Du denn nicht Deutsch und Erdkunde als LK genommen hättest (... waren doch immer Ihre Lieblingsfächer ...), kannst Du getrost davon ausgehen, dass er noch weniger Ahnung hat als Du. Wenn er nun schon Dein Tutor ist, solltest Du vorsichtshalber mal das Oberstufenerlassheftchen durchlesen. Alle auftretenden Fragen jedoch brauchst Du Deinem Tutor gar nicht erst zu stellen, er verspricht Dir, sich zu erkundigen, vergisst es entweder sofort oder 5 Minuten später, oder er übermittelt Dir versehentlich eine falsche Antwort. Geh lieber gleich zu Deinem Jahrgangsleiter und nerve ihn notfalls so lange, bis er bei Deinem bloßen Anblick glasige Augen bekommt, dazu ist er schließlich da.

2. Der Uninformierte

Da man jedoch bei Tutandentreffen auch irgendetwas tun muss, lässt sich diese Kategorie noch weiter unterteilen.



a) Der Unternehmungslustige

Er ist Tutor aus Überzeugung und lässt sich dauernd neue Aktionen einfallen, für die er seine Tutanden zu begeistern versucht. Passt die Gruppe gut zusammen, kann das sehr lustig werden, tut sie es nicht, eher ungemütlich (im Gegensatz zu den Treffen der b-Gruppe).

b) Der Gemütlichkeitsfanatiker

Diese Zusammenkünfte finden bei Kaminfeuer oder in ähnlich gemäßigter Atmosphäre statt, es gibt Kaffee, Kuchen und lange Gespräche über Gott, die Schule und den Rest der Welt, zu Exzessen irgendwelcher Art kommt es höchst selten (im Gegensatz zu den Treffen der c-Gruppe).

c) Der Trinker

Hier arten die Zusammenkünfte meist in eine mittlere Sauforgie aus, die Gruppe besteht zum Großteil aus eher trinkfesten Leuten, die sich entweder in Kneipen oder in Wohnungen mit gutsortiertem Wein- und/oder Bierkeller treffen. Nichts für Antialkoholiker, aber sehr zu empfehlen für Leute, die immer schon der Meinung waren, dass Lehrer erst im Suff richtig komisch werden.

d) Der Anti-Tutor

Genau das Richtige für diejenigen, denen das Ganze sowieso egal ist. Dieser Tutor-Typ erzählt bei jeder Gelegenheit, dass er das alles nur gezwungenermaßen tue, und beschränkt seine Fürsorge darauf, sich ab und zu auf der Treppe zu erkundigen, wie es einem denn so gehe.

e) Der Unterschreiber

Die Extremform, die allerdings ähnlich selten auftritt wie Typ 1. Dass er Tutor ist, wird ihm erst klar, wenn er am Semesterende von einem ihm völlig unbekannten Schüler um eine Unterschrift im Studienbuch – unter Tutor(in), bitte – gebeten wird. Verblüfft bis verlegen unterschreibt er und vergisst die Sache bis zum nächsten Mal. Vorsicht – dieses Verfahren wirft mitunter gewisse Probleme beim „Abiturmeldungspapierkrieg“ auf.

So, jetzt brauchst Du nur noch den Typ auszuwählen, der Dir am meisten gefällt, daraufhin die Kandidatenliste abzuklappen, und schon hast Du Deinen Traumtutor! Na dann, viel Spaß! ?!

Henrike Trautmann



Rede eines Vaters zur Abiturfeier 1994

Sehr geehrter Herr Direktor, verehrtes Kollegium der Sophienschule, liebe Abiturientinnen und Abiturienten!

Ich danke zunächst für die Ehre, im Namen der Elternschaft hier reden zu können. Eine mögliche Legitimation für diesen unverhofften Auftrag sehe ich darin, dass ich sicher zu den ältesten der hier versammelten Väter gehöre.

Am Abend des Tages, an dem meine Tochter erfahren hatte, wie des Schicksals Lose ihr mit Punkten und numerus clausus gefallen waren, hat sie mich mitten in einem Abendessen, das wir zur allgemeinen Stärkung auswärts einnahmen, gefragt: „Wie war das eigentlich bei Deinem Abitur?“ Meine hysterische Befürchtung, sie würde jetzt nach meinen Zensuren fragen, wurde freilich vorerst beruhigt. Sie meinte die Frage ganz allgemein, sozusagen historisch. Sie wollte wissen, wie das damals im Frühjahr 1949 gewesen sei, wenn man Abitur machte.

Ich konnte mich genau erinnern: Die letzte von drei halbstündigen mündlichen Prüfungen hatte bis 13 Uhr gedauert. Um 13.30 Uhr wussten wir aus dem Munde unseres Direktors, dass wir nun reif fürs Leben seien, zumindest für die Wissenschaft. Als ich gegen 14 Uhr zu Hause die Küche betrat, waren dort meine Eltern, meine Schwester und mein Schwager noch beim Mittagessen. Alle starrten mich gespannt an. „Ich hab's geschafft!“ sagte ich und nahm auf meinem Stuhl Platz. Alle freuten sich natürlich und waren erleichtert. Man gratulierte, und mein Vater holte sein Portemonnaie hervor, gab mir zehn neue D-Mark, frisch aus der Notenpresse, und sagte: „Wir feiern das heute Abend. Hol ein Kilo Thüringer Mett vom Schlachter und ein paar Flaschen Bier.“ Meine Tochter sah mich nach dieser Erzählung aus grauer Vorzeit etwas befremdet an und bemerkte mitfühlend: „Warst Du sehr enttäuscht?“ „Nein!“ sagte ich. Ein Kilo Thüringer Mett nach mindestens drei schweren Hungerjahren im Krieg und in den ersten Jahren danach waren noch immer ein Symbol für die Heilszeit und zehn Mark nach der Währungsreform ein fürstliches Geld. Und was wog schon das Abitur, angesichts der Tatsache, dass mein Bruder noch immer, im siebten Jahre jetzt, in russischer Gefangenschaft war, und mein Schwager, ein Jahr zuvor aus dem Krieg als körperliches Wrack zurückgekehrt, noch immer keine Arbeit hatte und mit 50 Pfennigen pro Tag auskommen musste? Es war schön, die Schule endlich beendet zu haben. Aber die Fragen, wie man über die Runden kommen würde, waren dringlicher und lebensentscheidender.



Dies ist keine Heldengeschichte, um Ihnen heute ein schlechtes Gewissen zu machen und uns zu rühmen, die wir Ihnen die Suppe gekocht und eingebrockt haben, die Sie fortan auslöffeln müssen: die bitteren, aber auch die süßen Brocken. Sie soll nur den zeitlichen Rahmen und die Geschichte in Erinnerung bringen, in der wir heute dieses Abitur feiern. Wir, die wir hier sitzen, als Eltern, Kinder oder Lehrer, gehören, wenn auch abgestuft und unterschiedlich, je nach dem, wie das Glück oder die Beziehungen unsere Leistung zusätzlich belohnten, – wir gehören zu den Kreisen, Familien und gesellschaftlichen Schichten, in denen man nicht nur über die Runden gekommen ist, nicht nur sich durchs Leben geschlagen hat. Materieller Wohlstand, ja Reichtum sind bei vielen kein Traum der Hungerjahre mehr. Ich denke, Sie sind die erste Generation, die nicht mehr auf die Verwaltung chronischer Mängel fixiert ist, die aus der Fülle des Möglichen, des Vorhandenen, des Erreichten und Geerbten schöpfen kann, wenn sie nur klug mit den Gaben der Schöpfung und geschwisterlich mit den Nächsten umgeht. Natürlich bin auch ich oft gefragt worden, ob ich noch einmal jung sein möchte. Natürlich habe ich mit den üblichen Sprüchen darauf reagiert: Ja, aber zumindest mit dem Taschengeld meiner Kinder usw. Hinter den Flaps verbirgt sich die Unsicherheit meiner Gefühle. Wie alle weiß ich, dass der Glitzer unserer Konsumwelt schnell stumpf werden kann, weiß ich, dass gerade auf Sie viele Herausforderungen und Schwierigkeiten zukommen werden. Der Blick auf den Arbeitsmarkt genügt. Unser tägliches Fernsehen tut ein Übriges, uns mit Kriegsbildern zu ernüchtern und zu ängstigen. Aber das kann ja auch anders als mit Resignation oder Depression wahrgenommen werden: als eine gewaltige Aufforderung, etwas zu unternehmen, die politischen und geistigen Ressourcen einzusetzen, um Arbeit und Lebenschancen neu und gerecht zu verteilen, mit Hilfe unseres Reichtums zu verhindern, dass unsere Gesellschaft in Arme und Reiche auseinander bricht, sich dafür einzusetzen, dass unsere Vorrechte zu Rechten aller werden. Wir haben Grund – und endlich auch die Mittel – die geistige, ideelle Statik unseres eigenen Lebens, die soziale Statik unserer Gesellschaft und die wirtschaftlichen und friedenspolitischen Fundamente unserer Welt zu überdenken und neu zu vermessen. Da wartet eine Menge Pionierarbeit auf Sie, um die ich Sie beneide, und ich kann nur hoffen, dass Ihre Lehrer und dass vor allem wir Eltern nichts versäumt haben, um Sie für diese Arbeit auch mit den nötigen vor allem geistigen und moralischen Mitteln und Qualifikationen auszurüsten. Aber da kann ich Sie jetzt schon mit dem Dichter bitten: „Ihr aber, wenn es so weit sein wird, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist, gedenket unserer mit Nachsicht.“



Derselbe Dichter schildert in einem wunderbaren Gedicht die Flucht des Laotse vor der Gewalt und der Dummheit. An der Grenze trifft er mit seinem Schüler, einem Knaben und einem Ochsen, der ihn trägt, auf einen wissbegierigen und die Wahrheit suchenden armen Zöllner. Und das klingt so:

Doch am vierten Tag im Felsgesteine
 hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:
 „Kostbarkeiten zu verzollen?“ – „Keine.“
 Und der Knabe, der den Ochsen führte,
 sprach: „Er hat gelehrt.“
 Und so war auch das erklärt.
 Doch der Mann in einer heitren Regung
 fragte noch: „Hat er was rausgekriegt?“
 Sprach der Knabe: „Dass das weiche Wasser in Bewegung
 mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.
 Du verstehst, das Harte unterliegt.“

Ich wünsche Ihnen für den weiteren Weg weiter gute Lehrerinnen und Lehrer, die Sie reich machen mit Kostbarkeiten, die für den Zoll und den Steuerberater zwar nichts wert sind, ohne die aber die Seele sterben muss und das Leben verödet. Ich wünsche Ihnen, dass Sie viel herauskriegen, aber ich hoffe, dass nichts von dem das widerlegt, was der Knabe von dem alten Manne gelernt hatte: Das Harte unterliegt.

Ich danke im Namen der Eltern dem Kollegium dieser Schule für alles, was Sie getan haben, um unsere Kinder den aufrechten Gang zu lehren und zu erhalten; das Wahre, das Gute und das Schöne, die Freiheit und die Gerechtigkeit für die anderen zu suchen und zu verteidigen. Die Musen mögen sie mit Ernst und Heiterkeit weiter erfreuen und nähren. Gott segne dieses Haus.

Wilhelm Fahlbusch

Mehr gute als schlechte Zeiten

„Der Götterbote“ versorgt die Schule seit 15 Jahren mit Neuigkeiten

„Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir!“ – Wie oft bekommen das Schüler von ihren Pädagogen zu hören, nur leider sieht der Lerneifer in der Realität meist anders aus. Aber dass man ein solches Leitbild doch verwirklichen kann, und zwar ohne die Mithilfe von Studienräten, das zeigt ein wilder Haufen von Sophien-



schülern. Dieser kleine wilde Haufen nennt sich Redaktion, genauer gesagt Schülerzeitungsredaktion. „Der Götterbote“ haben sie stolz ihr Magazin betitelt, das vierteljährlich das Licht der Welt erblickt.

Der Stolz der Teenager-Redakteure kommt nicht von irgendwo: Vor 15 Jahren, 1985, haben ihre Vorgänger die Zeitung gegründet, und heute, im Jahr 2000, gibt es sie immer noch. In der hannoverschen Schülerzeitungslandschaft ist das einmalig. Denn Konkurrenz gab es wirklich genug: wenn nicht von „externen“ kommerziellen Schülerzeitschriften, dann von innen, aus den eigenen Reihen. Ein Gegenprojekt einiger Sophieschüler zum „Göbo“, wie die Zeitung kurz genannt wird, verschwand jedoch genauso schnell wieder, wie es gekommen war. Niemand hat bisher so lange durchgehalten wie die kleinen Zeitungsmacher von der Sophie.



Gibt es ein Erfolgsrezept? Naja, eigentlich nicht. Denn man ist recht ziellos gestartet. Eine Gruppe von engagierten Schülern vermisste seit dem Untergang des „Kaktus“ eine Schülerzeitung an der Sophie. Man machte einen Aushang am Schwarzen Brett, und irgendwann traf man sich in kleiner Runde. Bevor man sich überlegte, was man schreiben könnte, musste ein Name her, der etwas mit der Sophie zu tun hatte. Man beschloss schließlich, in göttlichem Auftrag zu handeln. Und wie sollte die Zeitung aussehen? Da gab es nicht viel zu diskutieren: Computer, mit denen man ein ansprechendes Layout machen konnte, gab es nicht. Auch in großem Stil bei einer Druckerei zu drucken, war zu teuer. So bewaffnete man sich mit Handschreibmaschine, Prittstift, Edding und bastelte eine Zeitung. Mühsam wurden Platten-Tipps, ein paar Artikel über Politik und die Sophie zusammengeklebt, anschließend kostengünstig kopiert und geheftet. Fertig war der Selfmade-Erstling.

Ein Erstling, der allerdings wegweisend war. Viele der damals erfundenen Rubriken finden sich noch heute im Göbo: die Lehrersprüche, die Grüße, Lehrerinterviews und natürlich das Kreuzworträtsel. Zum Leidwesen einiger fleißiger Jungjournalisten sind diese Teile damals wie heute die meistgelesenen im Göbo ...

Obwohl er auch sonst viel zu bieten hat. Idealerweise ist die Mischung sehr bunt, alles, was Schüler interessieren könnte, soll Eingang in die Zeitung finden: Musik, Sport, Kult und Kultur, Politik und vor allem Artikel über das Schulleben an der Sophie. Wenn die Mischung mal nicht stimmt, merkt das die Redaktion schnell. Nicht nur durch das mehr oder weniger laute Motzen der Mitschüler, sondern es gibt ein einfaches Messbarometer: Ist der Göbo nicht nah genug an den Lesern dran, kommt kein Nachwuchs, der Göbo droht in Vergessenheit zu geraten. Das ist auch gleichzeitig das Hauptproblem, nicht nur dieser Schülerzeitung: chronischer Mitarbeitermangel – meist wird die Arbeit von einigen wenigen fleißigen Händen erledigt, denen der Göbo aber umso mehr am Herzen liegt.

Aber nicht nur inhaltlich, auch optisch musste der Göbo sich immer wieder der Zeit anpassen. Das Layout wurde stets weiterentwickelt. 1993 kam mit der Umstellung auf Computerlayout der große Schritt in die Professionalität: Plötzlich wirkte der Göbo viel erwachsener und war auch bei Anzeigenkunden nicht mehr auf den ersten Blick als Schülerzeitung erkennbar (bisherige besondere Merkmale: Kleberänder und Edding). Fotos sahen auf einmal gut aus oder konnten erstmals richtig eingesetzt werden, was auch der Kooperation mit der Druckerei zu verdanken ist, denn der Göbo wurde jetzt auch, wie große Vorbilder, in einer richtigen Druckerei gedruckt.



Der kleine Göbo wurde also größer: Die Auflage wuchs auf 1200 Stück, seit einigen Jahren wird der Göbo nicht nur an der Sophie, sondern auch an anderen Schulen, z. B. dem KWR, der Bismarck-, der Tellkampff- oder der Lutherschule, gelesen und geschätzt. Einen großen Vorteil gegenüber Mitbewerbern hat der Göbo immer: Er erscheint kostenlos, alle Kosten werden durch Anzeigen finanziert. Und wenn man nicht genug Anzeigenkunden fand, was besonders in den ersten Jahren schwierig war, mussten die Schüler schon ein- oder zweimal 50 Pfennig auf den Tisch legen. Das war aber Gott sei Dank die Ausnahme, denn auf schlechte Zeiten folgten immer wieder guten Zeiten ...

Die großen Erfolge der letzten Jahre waren die Siege beim Niedersächsischen Jugend-Pressepreis. 1994 belegte die Zeitung den ersten, 1997 (unter viel größerer Konkurrenz) den zweiten Platz. Nicht nur finanziell, denn ein Preisgeld gab es immer, sondern auch für die Redakteure waren diese Momente eine tolle Sache. Der Göbo wurde ein bisschen bekannt, und das sogar im ganzen Land. Der Dank geht an die Kollegen von FFN, NDR, Hannoverscher Allgemeine, Neuer Presse und der Bild-Zeitung.

Aber das alles soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es neben Spaß und Erfolgen noch eine andere Seite des Schülerzeitungsmachens gibt. Nicht nur die angesprochenen Probleme, wie der andauernde Mangel an Mitarbeitern und Finanznöte, sorgen für Aufregung, sondern vor allem ist es viel Arbeit, regelmäßig und vor allen Dingen pünktlich eine Zeitung in die Hände der Schüler geben zu können. Manche Nacht und viele Wochenenden gehen schon dafür drauf, aber wenn man das gedruckte Ergebnis in Händen hält, ist das alles wieder vergessen. Dann sind die Redakteure stolz, denn ohne Stolz auf das Erreichte wäre die Arbeit nicht zu machen. Jedoch soll man auch kritisch sein: „Was können wir nächstes Mal besser machen?“ muss die Kernfrage auf den Redaktionssitzungen heißen.

Denn im Göbo steckt noch viel an Entwicklung drin: Vor einiger Zeit war es wieder zu merken, als man den Gang ins Internet „wagte“. Die Informationen über die Sophie sind nicht nur in althergebrachter (Papier-) Form zu lesen, sondern auch online abrufbar. Insbesondere von ehemaligen Schülern wird diese Möglichkeit genutzt, die sich in entlegenen Ecken Deutschlands und der ganzen Welt herumtreiben. Wenn es was Neues gibt, werden sie per E-Mail vom Göbo-Newsletter auf dem laufenden gehalten.

Aber nicht nur den Lesern bringt der Göbo viel, sondern auch den Redakteuren. Sie lernen wirklich etwas fürs Leben, wenn sie die Zeitung machen. Und diese Dinge kann ihnen keine noch so spannende Schulstunde beibringen: Sie organisieren,



recherchieren, schlagen sich durch, arbeiten im Team. Sie wollen etwas erreichen, ohne dabei auf die Hilfe von Lehrern angewiesen zu sein. Wenn es mal wieder geschafft ist, dass die Ausgabe verteilt werden kann, ist es ein tolles Erlebnis. Hoffen wir, dass die Redakteure und die Leser noch viele Jahre Freude an ihrem Götterboten haben werden.

Bernd Hellermann, Chefredakteur 1995-1998

Abiturrede 1996

Liebe Lehrer, sehr geehrter Herr Apel, liebe Eltern, liebe Mitschüler, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Dreizehn Jahre sind eine lange Zeit – wie lange überhaupt?

In 13 Jahren kann man dreimal olympische Sommerspiele abhalten, zwei Studiengänge hinter sich bringen, vier Ausbildungsberufe erlernen, sechsmal heiraten und sich scheiden lassen, dabei 15 Kinder in die Welt setzen, bei 700 Lottoziehungen Millionen gewinnen, ein paar tausend Mal per Flugzeug die Erde umrunden, 1.170.000 Mark als Lehrer verdienen – brutto versteht sich – und 1,4 Mio. Fünf-Minuten-Eier kochen, oder ... man kann zur Schule gehen!

Davon dann mindestens sieben Jahre auf die Sophie. Das beinhaltet natürlich fünfmal nach Hambühren zu fahren, und das bedeutet 75-mal hm ... Landheimessen! Könnte schwören, es wär'n mehr gewesen!

Außerdem haben wir auf der Sophie jeder rund 300 Arbeiten bzw. Klausuren geschrieben. Dazu benötigten wir jeweils insgesamt 428 Schulstunden, das sind zwei Wochen durcharbeiten, 14 Tage und Nächte ohne zu schlafen, ohne zu essen – das hätten wir also auch schneller haben können!

Dabei gestärkt haben uns stets Kakao und Kinderriegel – an die 1000 Stück pro Person, was bei unserem ganzen Jahrgang für Herrn Chust wohl insgesamt einige 10.000 DM Umsatz bedeutet haben mag. Genauso begleitet hat uns 28.000-mal der Gong – davon waren 14.000-mal zur Pause ...! Die melodischen 168.000 Töne werden wir vermissen.

Und vielleicht werden wir noch manches andere vermissen, auch wenn die meisten wohl erst einmal froh sind, dass alles vorbei ist und sie am Ausgang des schulischen Labyrinths angekommen sind, in dem der eine oder andere vielleicht auch mal angeeckt ist und einen einjährigen Umweg nahm. Nun steht man aber nicht nur in



der Freiheit, sondern zugleich im größeren Labyrinth dessen, was sich Leben nennt. Viele Wege kann man einschlagen, und nun sind Entscheidungen gefragt, die viel mehr uns selbst überlassen sind, als sie das bisher waren. Sind wir doch den Weg durch 13 Jahre Schule meist an der Hand von Eltern, Lehrern und den Leitlinien des Kultusministeriums gegangen.

Dachten wir in der elften Klasse noch, die LK-Wahl wäre ein alles entscheidender Schritt, so dämmert uns doch jetzt, wieviel schwerwiegender und daher schwieriger die Wahl des für einen selbst „richtigen“ Studienfaches oder der Ausbildungsstelle ist.

Bekomme ich den Studienplatz, den ich mir wünsche? Welche Berufe stehen mir offen? Ist das, was mir vorschwebt, eigentlich das Richtige für mich? Werde ich überhaupt eine Chance auf eine Anstellung haben? Und haben diese letzten drei Jahre Schule den entscheidenden Vorteil gebracht? – All das sind Fragen, die jeden einzelnen von uns wohl schon seit Monaten beschäftigen und auch weiter beschäftigen werden, wenn auch vielleicht nicht gerade jetzt oder am heutigen Abend, so doch sicherlich in den nächsten Tagen und Wochen.

Einigen von uns, vornehmlich den männlichen Mitgliedern unseres Jahrganges, bleibt jedoch zuvor noch bei der Bundeswehr, beim Zivildienst oder während eines sozialen Jahres Zeit, Erfahrungen zu sammeln, und Gelegenheit, sich selbst besser kennenzulernen, um so die Entscheidung in beruflicher Hinsicht treffen zu können, indem sie einmal etwas ganz anderes erleben als Schule.

Denn mitunter wird mancher feststellen müssen, dass ihn Schule nicht immer auf all das hat vorbereiten können, was ihn nun erwartet. Zumindest in der Theorie sind wir zwar nun der Meinung, uns einen guten Grundstock erarbeitet zu haben. Aber es wird sich zeigen, inwieweit wir ebenfalls das nötige Quantum an Selbstständigkeit erlernt haben; und auch in der Praxis werden wir noch lange nicht ausgearbeitet haben – vielleicht auch gerade, was das Zwischenmenschliche anbetrifft, blieb es doch bisher zumeist auf den – nicht immer geglückten – Selbstversuch im Jahrgang beschränkt.

Einen weiteren Prüfstein bedeutet in den nächsten Wochen oder Monaten für manche der Auszug aus dem Elternhaus, das Verlassen der vertrauten Umgebung, vieler Freunde. Gleichzeitig birgt die Zukunft aber auch die Möglichkeit, sich an neuer Stelle zu bewähren, neue Freunde zu finden, sowie mit etwas Glück und allem, was dazu gehört, immer wieder neue Labyrinth für sich zu erschließen. Und vielleicht erblickt man an der einen oder anderen Weggabelung ein bekanntes Gesicht.



Und dazu zählen bestimmt auch die Personen, mit denen wir in unserer Schulzeit Kontakt hatten, zum Teil weit über den normalen Unterricht hinaus:

Lehrer, die sich mit uns in AGs engagiert haben, uns als Studienfahrer ausgehalten haben, diverse Kurstreffen mitgestaltet und uns manchmal gar Einblicke in ihr Heim gewährten. Manche Tutoren, die uns neben dem Weg durch das Labyrinth der Oberstufenrichtlinien auch persönlich zur Seite gestanden haben, waren mehr als nur unsere Lehrer. Für alle verantwortlich fühlte sich stets Herr Hoppe, unser Jahrgangskoordinator, dem wir an dieser Stelle recht herzlich danken wollen. Er konnte – genauso wie wir – stets mit der Hilfe von Frau Kahl und Herrn Amtsfeld, den Schulassistenten, und von Frau Erckens und Frau Übel rechnen.

Hilfsbereit, stets gut gelaunt, immer ein offenes Ohr für Schülerprobleme, „ein flotter Rhymer zur Pausentime“ – für all das bedanken wir uns sehr herzlich beim Ehepaar Chust.

Schließlich wollen wir uns – und wir hoffen, im Namen unseres ganzen Jahrgangs – noch bei denjenigen Mitgliedern unseres Jahrgangs bedanken, die immer da waren, wenn es darum ging, für gemeinschaftliche Aktionen Engagement zu zeigen oder einfach nur mit anzupacken.

Zu guter Letzt lässt sich mit Sicherheit sagen, dass es für uns alle sinnvoller war, die letzten 13 Jahre mit Schule zu verbringen, denn was ist schon so interessant daran, mehrere tausend Mal um die Erde zu fliegen, und wer will schon 1,4 Mio. Fünf-Minuten-Eier essen?

Sarita Batra, Angelika Finke, Meike Große, Rolf Hellermann





Abiturientenentlassung 1998

Liebe Abiturienten der Jahrgänge 1948 und 1998,
liebe Schüler, Lehrer und Eltern!

„Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit und das Geheimnis der Freiheit der Mut.“

Dieser Ausspruch des Perikles, des großen Athener Staatsmannes, ist über 2000 Jahre alt, aber noch so gültig wie damals. Und dieser Satz enthält den Kern dessen, was Sie, der Abiturientenjahrgang 1948, schon erfahren und bewiesen haben und was ich Ihnen, den Abiturienten des Jahrgangs 1998, mit auf den weiteren Weg geben möchte.

Sie, liebe AbiturientInnen, werden erwachsen, ob Ihnen das gefällt oder nicht. Volljährig sind Sie ja schon seit einiger Zeit, aber jetzt hat man Ihnen mit dem erfolgreichen Schulabschluss auch die Reife bescheinigt.

Die schulische Erziehung ist beendet. Was heißt eigentlich Erziehung? In einem demokratischen Land kann Erziehung meines Erachtens nur heißen: Erziehung zur Freiheit!

Und Freiheit blüht ja reichlich in unserem Land. Vor allem die wirtschaftliche Freiheit, der Lebensstandard, aber auch die Reisefreiheit. Heute geht es in frühen Jahren nach Amerika und Australien. Millionenfach Freiheit. Und in jungen Jahren ein Auto. Freiheit.

Die Möglichkeiten des Einzelnen, zu tun, was ihm beliebt, sind heute unbegrenzt. Zuschauerplätze werden reichlich angeboten, nicht nur vor dem Fernseher. Zuschauen kann man auch anderswo, sich bequem zurücklehnen, ein Bierchen neben sich, Chips im Mund und schlaue Kommentare auf den Lippen – diese Zuschauerplätze gibt es en masse. Und sich in der Straßenbahn hinter der Zeitung zu verschanzen, ist allemal bequemer, als sich schützend vor einen angepöbelten Ausländer zu stellen.

Aber die Gesellschaft, soll sie nicht in die Knie gehen, braucht mehr die anderen Menschen – die mit Rückgrat, Mut und aufrechtem Gang. Möglichkeiten sind dazu da, verantwortungsvoll genutzt zu werden.

Fragen wir uns:

Besteht meine Freiheit in den tausendfältigen Möglichkeiten, zu tun, was mir beliebt?
Besteht meine Freiheit darin, dass jeder von uns sich zu allem Möglichen entscheiden kann?

Oder besteht meine Freiheit darin, dass ich mich für etwas ganz Bestimmtes entscheide?



Die Antwort ist klar: Eine Entscheidung ist der Ausschluss tausendfältiger Möglichkeiten zugunsten einer einzigen. Und eine Entscheidung verdient diesen Namen nur, wenn es eine definitive Entscheidung ist, wenn sie für den verbindlich ist, der sie trifft.

Eltern und Lehrer haben Sie immer wieder vor Entscheidungssituationen geführt, haben Ihnen Werte nahe gebracht, Ihnen Liebens- und Verehrungswürdiges gezeigt, bis Sie sich – aus eigener Überzeugung und in Freiheit – für etwas Bestimmtes entschieden haben.

Mit dem Abschluss der Schule stehen Sie vor vielen Entscheidungen, mit denen Sie die Weichen Ihres Lebens stellen. Machen Sie von der Freiheit Gebrauch, damit Sie die Freiheit als Glück erfahren.

Sich nicht nur bequem zurückzulehnen, sondern wirklich bis an die Grenzen seiner Möglichkeiten zu gehen, dazu gehört dann auch Mut. Goethe – er darf in keiner deutschen Abiturrede fehlen – lässt in seinem Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“ unter dem Datum des 1. Juli 1771 seinen Helden schreiben: „Niemand weiß, wieweit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat.“ Machen Sie mutig den Versuch. Fassen Sie dabei die großen, die langfristigen Entwicklungen ins Auge. Und lassen Sie sich von dem Ziel, das Sie sich selbst gesetzt haben, nicht abbringen. Wer den Zeitgeist heiratet, wird bald Witwer sein.

Was dieses Land braucht, sind nicht nur Manager und Lehrer, sondern auch Leute mit Visionen. Nichts Großes geschieht ohne einen Traum. Antoine de Saint-Exupéry hatte schon als Junge den Wunsch zu fliegen. Er hat sich diesen Traum erfüllt und ist Pilot geworden. Später schrieb er in seinem Buch „Flug nach Arras“: „Was der Mensch wert ist, hängt davon ab, was er wird.“

Dass Träume wahr werden, das gab und gibt es überall um uns herum. Martin Luther King hatte einen Traum, Bill Gates hatte einen Traum, die Menschen in Leipzig und Berlin hatten einen Traum. Doch lassen Sie uns jetzt von Ihren Träumen sprechen. Heute, als frische Abiturienten, erleben Sie einen Teil Ihres Traums. Aber das ist in vieler Hinsicht nur der Anfang.





Nun will ich Sie bitten, etwas zu tun. Nehmen Sie sich die Zeit, gleich jetzt. Sie dürfen – zum ersten und zum letzten Mal in der Schule – sogar die Augen schließen, wenn Sie wollen, und träumen Sie von Ihrer Zukunft. Machen Sie sich im Geist ein Bild, wo Sie sein möchten, was Sie tun möchten – in 5 Jahren, 10 Jahren, 20 Jahren.

Halten Sie diese Vision fest, und wenn Sie nach Hause kommen, schreiben Sie sie auf ein Stück Papier und verwahren es gut. Wenn Sie am Ziel zweifeln oder wenn der Mut Sie verlässt, nehmen Sie das Papier heraus und träumen Sie Ihren Traum noch einmal.

Nehmen Sie sich die Zeit, das zu tun, und die Chancen stehen gut, dass Ihr Traum bald kein Traum mehr sein wird. Er wird Wirklichkeit werden, und Sie allein – niemand sonst – werden ihn wahrgemacht haben.

Ich möchte meine Ansprache ausnahmsweise nicht mit einem lateinischen Zitat schließen. Viele halten Latein ohnehin für die späte Rache der Römer an den Germanen.

„Partir c'est toujours un peu mourir ...“

Abschied nehmen ist immer ein wenig sterben ...

Nach Jahren gemeinsamen Lernens, gemeinsamer Fortschritte und auch gemeinsamen Kampfes gegen Trägheit und Unlust ist es nun so weit. Sie haben das Abitur bestanden und nehmen nun Abschied von der Schule. Mit Ihnen möchte ich der Schulleitung und den Lehrern, dem Hausmeisterpaar und den Schülern danken. Danken möchte ich aber auch Ihren Eltern und Sie, die AbiturientInnen, ein letztes Mal um Verständnis bitten. Die Kritik von Eltern und Erziehern hat Sie selbstbewusst gemacht. Deshalb fiel es Ihnen mit den Jahren immer schwerer, diese Kritik zu ertragen, auch wenn sie gut gemeint war. Irgendwann in den letzten Jahren haben Ihre Eltern aufgehört, Sie zu kritisieren und zu bestrafen. Jetzt können und sollten Sie darauf verzichten, Ihre Eltern zu kritisieren und zu bestrafen. Sie haben die Freiheit.

Als Schulelternratsvorsitzender verabschiede ich mich von Ihnen und gratuliere Ihnen im Namen aller Eltern:

Herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tag und alles Gute für die Zukunft!

Wolf-Rüdiger Reinicke



15 Jahre Der Götterbote

Unter den Schülerzeitungen Hannovers ist der Götterbote (kurz: Göbo) schon fast zur Legende geworden. Das mag nun auf den ersten Blick ein wenig nach Übertreibung und Eigenlob aussehen, aber mitnichten. Tatsächlich ist der Göbo an vielen Schulen Hannovers bereits einschlägig bekannt. Und nicht nur das: Auch in akademischen Kreisen sowie bei den „echten Profis“ stößt man hin und wieder auf Göbo-Kenner. So ist der Göbo unter anderem schon in einer medienwissenschaftlichen Untersuchung aufgetaucht, und auch der ein oder andere Profi-Journalist kennt die Schülerzeitung unserer Sophie.

Sicher, es gab immer Hochs und Tiefs in der Vergangenheit, aber dem Engagement der etwa 20 Redakteure und freien Mitarbeiter ist es zu verdanken, dass aus einer kleinen Schlappe nicht schon längst eine große Pleite wurde. Oft hat es schon so ausgesehen, als sei das Schicksal des Götterboten wegen Geldknappheit besiegelt, aber auf jeden bedrohlichen Verlust folgte bislang ein erstaunlicher Gewinn. Und so brauchen wir uns wohl keine Sorgen zu machen, dass eines Tages der Göbo einmal nicht erscheint.

Eine große Zeitung hat natürlich auch eine große Vergangenheit, und einige Namen aus dieser Vergangenheit vergisst man natürlich nie. Namen wie Ralph Hartung oder Rolf und Bernd Hellermann schwirren nur so durch unser Alltagsleben, nicht zuletzt, weil viele davon auch weiter im Gespräch bleiben, zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Ehemaligenverein. Auch bleiben viele Mitarbeiter dem Göbo auch nach dem Abitur noch weiterhin treu: Die Internet-Homepage des Götterboten beispielsweise wird nach wie vor von Rolf Hellermann gestaltet und unterhalten. Und schließlich steht, wenn Beruf oder Studium dies zulassen, dem Besuch der vierteljährlichen Redaktionskonferenzen ja auch nichts im Wege.

Ach ja, die Redaktionskonferenzen ... Meistens wohl eher ein geselliges Zusammensein bei einem Glas Bier oder einem kleinen Imbiss denn ein striktes Herunterleiern unserer Satzung in einem sterilen Konferenzraum. Sicher waren diese Konferenzen oft auch anstrengend und nervenaufreibend, aber letztendlich hatten wir doch immer unseren Spaß. Und wenn wir dann endlich eine Ausgabe aus unserer 1200 Stück starken Auflage in den Händen hielten, stellten wir meistens fest, dass es sich gelohnt hatte.

Sicher, der Aufwand war nicht immer gering, und zumindest einige von uns kommen die letzte Woche vor Drucktermin doch regelmäßig ins Schwitzen. Besondere

Was 1985 am Schulkopierer begann und sich bis zum heutigen Tag fortsetzt



Bewunderung verdienen hierbei in erster Linie diejenigen Schüler, die mehr als eine Aufgabe auf sich vereinen, wie zum Beispiel der letzte Chefredakteur des Götterboten, Bernd Hellermann, der über lange Zeit hinweg die Aufgaben des Chefredakteurs und des Layouters wahrnahm, oder der derzeitige Layouter Malte Burbließ, der zugleich auch die Anzeigenorganisation führt.

Aber, bei allem Stress: Ein Teil der Redaktionsleitung zu sein, ist die Mühe wert, wenn man gern Verantwortung übernimmt. Sicher gibt es manchmal Momente, in denen man die ganze Redaktion, das Blatt und die Schule zum Teufel wünscht, aber solche Momente sind selten, und das Gefühl, eine Zeitung mit zu leiten, die autonom, ja, praktisch auf sich selbst gestellt ist, ist die Aufregung mehr als wert.

Ja, wir sind selbstständig. Der Göbo ist das, was den feinen Unterschied zwischen einer Schulzeitung und einer Schülerzeitung ausmacht. Die Finanzierung ergibt sich ausschließlich aus der Werbung und den Spenden, die gerade um den Tag der offenen Tür herum immer zuhauf auf unser Konto fließen.

So begeistert der Götterbote nun schon seit 15 Jahren mehr oder weniger die Schüler von acht Gymnasien und einer Orientierungsstufe in Hannover. Die Artikel stellen ein fantastisches Kaleidoskop aus Sportberichten, CD- und Kinotips, News aus der Schule, Politik in (fast) allen Schattierungen und gnadenloser Satire dar. Gut, oft müssen wir uns anhören, wir bräuchten zu viel Politik, zu viel über Computer, zu wenig über dies oder zu wenig über das. Aber an und für sich kann, denke ich, kein Grund zur Klage bestehen. Denn unsere 1200 Stück werden wir immer los.

Relativ großer Beliebtheit erfreuen sich dann natürlich auch die beiden regelmäßigen Gewinnspiele im Götterboten, das Kreuzworträtsel und Das Politische Quiz (DPQ). Das Kreuzworträtsel ist natürlich eher was für Knobelfans, während DPQ, halb spaßhaft, halb ernst zu nehmen, die Politik auf unserer Welt aufs Korn nimmt.

Und jetzt feiert diese Zeitschrift ihren 15. Geburtstag. Ganze eineinhalb Dekaden existiert unser Blatt schon, von der ersten Ausgabe in Schreibmaschine und handschriftlich, kopiert und zusammengetackert von Hand, bis zu den „modernen“ Ausgaben mit dem Schwarzweiß-Hochglanz-Deckblatt. Es ist ein gutes Gefühl, diese Schülerzeitschrift zu haben. Erwarten wir also gespannt die nächsten 15 Jahre!

Christian Kastaun, Chefredakteur des Götterboten



Im Vorgriff auf eine nach den Erfahrungen mit der Stadt zu erwartende

Ordnung des Liegens und Sitzens auf Schulgrundstücken

wird den Schülerinnen und Schülern empfohlen, sich auf folgende Regelungen einzustellen:

Das Liegen oder Sitzen auf städtischen Schulgrundstücken ist künftig nur zulässig nach vorherigem Erwerb einer Sitz- oder Liegekarte. Das Stehen auf Schulgrundstücken kann bis auf weiteres kostenfrei gestattet werden, sofern keine übermäßige Standfläche in Anspruch genommen wird; das Stehen mit einer Schuhgröße von über 45 gilt als Sitzen im Sinne dieser Ordnung und ist entsprechend gebührenpflichtig zu beantragen.

Die Gebühr für eine Sitzkarte beträgt monatlich 40,– DM; für Liegekarten, die auch zum Sitzen berechtigen, sind monatlich 80,– DM zu zahlen. Zu mindestens 80 % Sitzbehinderte können unter Vorlage des entsprechenden Nachweises eine Liegekarte zum Sitzpreis erwerben.

Sitz- oder Liegekarten werden nur zugeteilt gegen vorherige Erteilung einer Abbuchungsermächtigung und Sicherungsübereignung einer Mietkaution (Hypothesen bevorzugt).

Die Sitz- oder Liegekarten sind von den Sitz- oder Liegeberechtigten vor Beginn des Sitz- oder Liegevorgangs gut sichtbar an der Stirn anzubringen. Es ist unzulässig, dazu Befestigungsvorrichtungen in Form von Brettern zu verwenden, da diese als ein Mangel an Ehrerbietigkeit gegenüber der Obrigkeit missverstanden werden könnten.

Das Sitzen oder Liegen erfolgt auf eigene Gefahr; insbesondere wird keine Gewährleistung für die Freiheit der Sitz- oder Liegefläche von Kaugummiresten, Zigarettenkippen und Glassplittern übernommen. Garantiert werden kann lediglich der pünktliche monatliche Gebühreneinzug.

Unbefugt Sitzende oder Liegende müssen mit einer unnachsichtigen Ahndung durch das noch einzurichtende Schulliegesitzkontrollamt rechnen. Es kann daher nur empfohlen werden, sich frühzeitig um Sitz- oder Liegekarten zu bemühen.

Für diejenigen, die die zu zahlende Gebühr nicht aufbringen können, gibt es glücklicherweise Lösungsmöglichkeiten:





- a) Nach den Erfahrungen mit dem Personaleinsatz der Stadt Hannover ist an jeder Schule mit einem erheblichen Bedarf an Kontrolleuren zu rechnen. Hier haben Ortskundige sicher eine gute Einstellungschance.
- b) Das Sozialamt der Stadt Hannover gibt sicher gern Auskunft, ob nach den Vorschriften des Wohngeldgesetzes auch ein Sitz- oder Liegezuschuss gezahlt werden kann.

Sollten die Schülerinnen und Schüler das großzügige Angebot der Stadt, ihnen die schwere Verantwortung für ihr Geld abzunehmen, hartnäckig zurückweisen, müssen sie damit rechnen, dass der ganze Schulhof so mit Stahlpfosten gespickt wird, dass das Liegen oder Sitzen auf städtischen Schulgrundstücken künftig nur noch Fakiren möglich sein wird.

Nur eine Satire? – Man schaue sich den Schulhof der Sophieschule an, wie er sich seit Oktober 1999 darbietet!

Dirk Meyerhoff

(Zuerst erschienen im Götterboten 2/94)

Wie umweltverträglich ist die SOPHIE?

Umweltverträglichkeitsprüfungen sind inzwischen bei jeder Anschaffung durchzuführen. Da stellt sich natürlich die Frage, ob unsere Schule so eine Prüfung erfolgreich bestehen würde.

Beim Bau des Gebäudes muss wohl schon jemand geahnt haben, dass eine gute Wärmeisolierung 100 Jahre später sehr gefragt sein würde. Die dicken Wände unseres Gebäudes sind nämlich in dieser Hinsicht vorbildlich und helfen uns bei unseren Bemühungen, Heizenergie so sparsam wie möglich zu verwenden, sehr. Vergleicht man das mit der Bauweise der 50er Jahre, stehen wir sehr gut da. Wir können zwar nicht so hohe Einsparquoten erreichen wie z.B. die Käthe-Kollwitz-Schule, die vor Beginn des Energiesparprogramms halb Hannover durch die Ritzen, Fenster und Wände der Schule heizte, aber wir haben trotz unseres gut gedämmten Hauses mit später eingebauten Thermopanscheiben von Jahr zu Jahr Heizkosten eingespart und davon 30% für die Schule gutgeschrieben bekommen. Dazu wurden vor einigen Jahren die einfachverglasten Oberlichter und Scheiben der Flurfenster mit Fensterfolie beklebt, so dass sie die Räume wie Thermopanscheiben isolieren. Einen grossen Fortschritt bringt auch der Einbau von Thermostatventilen in allen Klassen-



räumen und Fluren, wenn diese sinnvoll genutzt werden. Es erfordert allerdings die Aufmerksamkeit aller – besonders zu Beginn der Heizperiode –, wenn man erreichen will, dass die Fenster nur zum Lüften und nicht zur Regulierung der Temperatur benutzt werden. Auch die moderne Steuerung der Fernwärmeheizung, die es ermöglicht, die Heizung immer dann abzusenken, wenn die Schule oder Teile der Schule leer sind, hilft sehr dabei, sparsam mit Energie umzugehen.

Im Bereich der elektrischen Energie, die an der Schule hauptsächlich zur Beleuchtung verbraucht wird, hilft uns Herr Chust bei unseren Sparbemühungen sehr, indem er dafür sorgt, dass in den Fluren nur dann Licht brennt, wenn es wirklich nötig ist. In den Klassen liegt es in der Verantwortung der Schüler, darauf zu achten, dass möglichst nur die fensterabgewandte Lichtleiste eingeschaltet wird, um so nur die Hälfte der Energie zu verbrauchen.

Recht belastend für die Umwelt ist dagegen immer noch der Schulweg vieler Schüler und Lehrer, wie eine Umfrage im letzten Jahr ergeben hat. Manche Schüler werden mit dem Auto gebracht, und besonders die älteren Schüler – gerade stolze Führerscheinbesitzer geworden – fahren mit dem Pkw zur Schule und belasten mit den Abgasen die Umwelt erheblich. Die meisten Lehrer stehen ihnen allerdings darin in nichts nach. Das ist natürlich nicht nur an der Sophie so. An die Annehmlichkeiten des Autofahrens haben wir uns so gewöhnt, dass es allen schwer fällt, aus Einsicht in die Zusammenhänge wieder umzusteigen.

Ein weiteres Problem der Schule werden wir bis zum Jubiläum hoffentlich auf den Weg der Besserung gebracht haben: die Müllfluten, die sich tagtäglich über die Sophie ergießen. Der Müll wird nun getrennt gesammelt und entsorgt, sodass Papier und Verpackungsmüll recyclet werden können und hoffentlich nur noch ein geringer Prozentsatz des bisher anfallenden Mülls wirklich übrig bleibt. Beim Verpackungsmüll streben wir allerdings nicht nur das Recycling, sondern hauptsächlich die Verringerung an. Damit könnten wir unsere gute alte Sophie wirklich umweltverträglich machen!

Christina Sommer



100 Jahre Richtung Techno und Mülltrennung

In die dunkelroten Backsteine des Gymnasiums in Hannover ist das steinerne Abbild der Kurfürstin Sophie hineingearbeitet, die erhaben die Seelhorststraße begutachtet – und das schon seit nunmehr einem Jahrhundert.

Die Fassade hat sich kaum verändert, aber hinter dem Rücken der adeligen Dame hat sich so einiges getan:

Das Bild der sprachlichen Bildung wurde durch das Auswendiglernen und Aufsagen von Gedichten geprägt, während sich der musische Bereich eher auf Heimatlieder konzentrierte. Selbstverständlich wurde auch darauf geachtet, dass sich die Mädchen ebenso gut in preußischer Geschichte wie in den verschiedenen Handarbeiten auskannten.

Im Fach Leibesertüchtigung tauschte man die langen Röcke gegen sportlich knappe Gewänder ein, die schon mal die unsittlichen Blicke der Jünglinge des benachbarten Kaiser-Wilhelms-Gymnasiums auf sich zogen. Wahrscheinlich wurde der Ort dieser Jungenschule später mit Bedacht am anderen Ende der Seelhorststraße gewählt ...

Lebendigen Naturkundeunterricht bot das Landheim Hambühren. Leider wurden die durch Wald und Wiesen wandernden Mädchen oftmals von radfahrenden Schülern abgelenkt. Dieser „Fahrradmißbrauch“ sollte laut Direktor Wülker unverzüglich eingestellt werden.

Heutzutage nutzen Mädchen *und* Jungen (!) gleichermaßen das ehemalige Kräuterbeet als Fußballplatz und befriedigen ihre Konsumbedürfnisse mit Celler Badeland und Diskothekbesuchen. Ab Klasse 8 könnte nach Meinung der Schüler der Flug nach Rom auf dem Programm stehen, anstatt nun schon zum zweiten (!) Mal in die öde Lüneburger Heide fahren zu müssen.

Wo früher der Schüler aufsprang, um sofort die gestellte Frage zu beantworten, hängt der heutige in der letzten Reihe, kippelnd, kaugummikauend, von der Kapuze seines Pullovers verdeckt und mit Hilfe von Ohrstöpseln in der eigenen (Klang-) Welt versunken, die unmissverständliche Warnung ausdrückend: „Komm mir bloß nich' zu nahe!“

Einst bestimmten korrekt in dunkle Anzüge gekleidete Oberlehrer das Bild der Lehranstalt, die hin und wieder auch den Rohrstock zu Hilfe nehmen mussten, um die unfolgsamen Mädchen zu bändigen. Heutzutage ist die körperliche Züchtigung



ja gänzlich abgeschafft, und auch der dominante Führungsstil ist überwiegend in ein laissez faire umgewandelt worden. Aber auch im Stil des Lehrkörpers lässt sich je nach Fachrichtung häufig eine Veränderung erkennen:

- naturwissenschaftlich: Gesundheitslatschen; Schlabberlook; Vorliebe für graphikfähige Taschenrechner
- sprachlich: Outfit der Sprache angepasst; fanatisch gegenüber vielem, was mit der Sprache und dem Land zu tun hat
- sportlich: Jogginganzug und Turnschuhe; Trillerpfeife; trotz vorhandenem Fahrrad meistens mit dem Auto unterwegs
- künstlerisch-musisch: lebt in einer eigenen Welt; kann in alles etwas hineininterpretieren
- geisteswissenschaftlich: hat zwar eine vorgefertigte Meinung, lässt jedoch kritische Diskussion mit den Schülern zu

... und dieser kritische Austausch wird oft sogar in den Pausen weitergeführt, während man nebenbei die Sonnenstrahlen sowie diverse Schokoriegel genießt – die Entsorgung der Verpackung erfolgt selbstverständlich nach dem „Gelben-Sack-Recyclingsystem“.

Die unteren Jahrgänge fallen eher durch ihre Dreistigkeit (unwirsches Betragen) auf und ihre Versuche, überschüssige Energie loszuwerden. Ob vielleicht *doch* eine Note für Betragen wieder eingeführt werden sollte? Auf jeden Fall nehmen besonders die Schüler der Unterstufe das Arbeitsgemeinschafts (AG)-Angebot der Schule wahr und engagieren sich in einer der Sport-, Theater-, musischen oder Computer-Gruppen. Denn was noch vor 80 Jahren als nahezu undenkbar galt, ist heute für Lehrkräfte wie Lernende ein Hobby und Muss zugleich: der Umgang mit den zahlreichen Programmen, Servern, Scannern, dem Internet, und nicht zu vergessen mit der Vielfalt der Computerspiele.

Aus welchem Grund man seine Zeit vielleicht nicht in einem der Klassenräume bringt, sei dahingestellt, auf jeden Fall ist der heutige Schüler immer bestens versorgt dank der Bemühungen des Hausmeisterehepaares – das allerdings ist keine Erfindung der Neuzeit! Soviel hat sich ja vielleicht doch nicht verändert, denn die Sophie blickt auch heute noch erhaben über die Seelhorststraße ...

Auf die nächsten 100 Jahre!

Heike Hoyer, Astrid Schöne, Abiturjahrgang 1998



Die Führung

„Herzlich willkommen in der Sophienschule! 100 Jahre, so viele Jahre hat diese Schule nun schon auf ihrem Buckel. Sieht man ihr gar nicht an, was? Ja, dieser Eingangsbereich ist auch erst vor gar nicht all zu langer Zeit entstanden, diese frischen, gelben Wände und die Säulen da vorne an der Treppe. Sieht schon sehr prunkvoll aus, nicht wahr?“

– „*Können wir das einmal näher ansehen?*“

– „Oh, ich befürchte, dass wir besser nicht zu nah gehen sollten.“

– „*Warum nicht?*“

– „Nun ich . . . ach, was soll's. Haben Sie Lust, sich auf eine kleine Entdeckungsreise zu begeben?“

(allgemeines zustimmendes Gemurmel)

– „Na gut. Kommen Sie doch einmal alle mit. Hier, die Treppen hinauf, bis ganz nach oben. Tja, er lässt hier schon etwas nach, der Glanz, nicht wahr? Ja ja. So. Da sind wir.“

– „*Ich habe Druck auf den Ohren.*“

– „Das macht der Höhenunterschied, Junge. Dies sind also nun die obersten Klassenräume der Sophienschule. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, sieht es hier nicht mehr so aus wie da unten. Hier kommt auch außer Lehrern und Schüler kaum jemand hin.“

– „*Warum zeigen Sie uns das?*“

– „Nun, es gibt einfach etwas hinter diesen Fassaden, das nicht so wunderschön ist, wie unser Eingangsbereich es erscheinen lässt.“

– „*Was soll das heißen?!*“ *(der Mann ist empört)*

– „Schauen Sie sich doch einmal um. Es gibt hier und da einige Stellen, an denen der Putz herunter kommt. Hier und da. Man braucht bloß genauer hinzuschauen oder sogar zu hören . . . Soll ich für Sie mal etwas nachbohren?“

– „*Also, ich weiß wirklich nicht, ob ich mir das hier antun muss . . .*“

(die Frau fummelt nervös)

– „Hier. An dieser Stelle ist es sehr bröckelig. Was haben wir denn dahinter . . . oh, der Staub des Schweigens liegt noch darauf, was? *(pust!)* Was haben wir denn hier? Eine Flasche. Eine Alkohol-Flasche!“

(ertapptes Zischen . . .)



- „Haha, ohje! Da haben wir aber einen guten Fund gemacht. Sie wissen, was es damit auf sich hat? Nein, natürlich nicht. Nicht *wirklich*. Diese arme Flasche ist das Opfer von übermütigen bis dummen Schülern, die sich wiederholt auf Landheimen oder SV-Treffen mehr als nur den fehlenden Sinn antranken. Und das ging wirklich recht weit, glauben Sie mir. Ich will den armen Kleinen ja nicht ihren Spaß nehmen. Wer nichts anderes kann oder für möglich hält, als sich zu besaufen, der soll's ruhig machen, mich kümmert's nicht. Nur, hätte man nicht von Schülern, die sich selbst als so reif, klug und erwachsen bezeichnen und darstellen, nicht erwarten können, dass sie einsehen, wo Grenzen sind?
- Ha, verstehen Sie mich jetzt nicht falsch! Ich wäre der Letzte, der Ihnen hier stink-konservative Grenzen vordiktieren wollte, Gott bewahre. Das tun andere leider schon viel zu viel. Aber hier sind es einfach Grenzen, die die Vernunft gebietet. Es ist schlichtweg nicht mehr als dumm und völlig sinnlos, sich auf Schulveranstaltungen dermaßen zu betrinken. Nicht wahr?“

(Stille, dann schüchtern:)

- „Darf ich ein Foto machen?“
- „Oh, nein! Das nicht! Niemals! – Also gut, von mir aus schon ...“

(klick!)

- „Aber lassen Sie das die Schulleitung nicht bemerken. Man hat es nämlich nicht gerne, wenn so etwas zu laut ausgesprochen wird. Man fürchtet stets, dem Ruf der Schule könne geschadet werden. Naja, ich habe schon oft von der Sophienschule als ‚Spießerschule‘ gehört, also waren die Versuche wohl nicht so ganz erfolgreich.
- Nein, nein, hier wird viel vertuscht und leise unter dem Tisch gehandelt. Ist ja auch klar, oder? Ich meine, sehen Sie sich doch auf dieser Schule mal um. Wer ist hier hauptsächlich? Leute mit nicht gerade ‚schlechtem‘ Einkommen, um es mal so auszudrücken. Da kommen Spenden her, da freut man sich. Und diese Leute würde man ja doch vergraulen, wenn man öffentlich zeigen würde, wie sich die Kinder dieser Leute von Zeit zu Zeit verhalten.“

(jemand geht)

- „Ach, ich sehe schon, ich werde wieder etwas zu allgemein. Aber sagen Sie, ist es denn zu viel verlangt, von diesen Schülern, der nächsten Generation, zu erwarten, dass sie Einsatz zeigen und diese Welt und ihre Werte verändern wollen? Anscheinend schon, denn hier geht nichts mehr, meine Damen und Herren. Hier



sitzen die kleinen Erwachsenen mit ihren Handys und wollen die große ‚Karriere‘ machen: Hauptsache sie und Hauptsache Geld.

- Aber Verzeihung, wir waren hier bei der Sophie. Wie konnte ich nur auf dieses Thema kommen? Egal. Wie wir hier sehen, ist die Sophieschule nicht das, was sie immer vorgibt zu sein. Die ‚saubere‘ Schule, an der nichts geschieht (was ja auch in gewisser Weise stimmt), an der es zum Beispiel keine Drogen gibt.“

(vereinzeltes Gekicher ...)

- „Ich sehe, einige wissen schon Bescheid. Auch Gewalt gibt es hier nicht. Nein. Hier sitzen nur die liebsten Wesen im Unterricht. Das ist barer Unfug!“
- „*Nun ist aber mal gut, mein Herr! Sie machen hier Vorwürfe, die Sie jeder anderen Schule ebenso machen könnten!*“
- „Aber ja! Genau das ist es doch! Deshalb sind wir hier oben, und nicht dort unten, wo alles glänzt und schön ist, wo die Musik spielt, wo die Reden gehalten werden! Das will ich Ihnen doch nur sagen: Die Sophie ist nichts Besonderes. Sie ist nicht das, wofür sie sich hält. Sie ist eine Schule, wie jede andere auch, mit Höhen und Tiefen.
- Aber das wird viel zu oft vergessen. Man ist so fixiert darauf, so besonders zu sein, dass man nicht mehr vernünftig und klug mit Problemen umgeht. Und das ist der Fehler dieser Schule, wissen Sie? Sie wahrt einen Schein, der keine Substanz hat. Hier bröckelt es an so vielen Enden, und man kann eben nicht einfach nur Putz darauf schmieren und den Blick umlenken.“
- „*Na gut, vielleicht haben Sie ja Recht ...*“
(sollte hier Mut aufkeimen?)

- „... aber heute soll doch gefeiert werden.“

- „Aber ich bitte Sie. Da machen Sie doch genau das Spiel mit. So schön ist heute alles, und viele viele Eltern werden im Festrausch ihre Kinder auf diese gefeierte Schule schicken, so wie man es sich vorgestellt hat. Aber wo ist der Dreck heute? Ist er plötzlich aus der Welt? Oder ist er nur von Zeit zu Zeit etwas unangenehm? Ich bin auf niemanden böse. Ich will niemanden für irgendetwas bestrafen, glauben Sie mir. Es ist einfach nur mein Interesse an dieser Zeit und auch an dieser Schule. Denn hier sind wir nun mal. An der Sophie, nicht wahr?“

(Stille. Vielleicht hier und da Applaus.)

Jonas C. Vietzke



SOPHIE 2000

Das Geräusch kennt jeder. Man haut auf den Nachttisch neben sich, tastet nach dem Gerät, was da so unerträglich den Schlaf stört. Aber zur Schule muss man, auch noch im 21. Jahrhundert. Ich quäle mich also aus meinem warmen Bett, schleppe mich ins Bad und nach erledigter Katzenwäsche (das Duschen verschiebe ich auf abends) zum Kleiderschrank, um die neuesten Klamotten anzuziehen. Schnell raffe ich ein paar Sachen zusammen, mein Schminktäschchen steht an erster Stelle, da es mal wieder ein langer Schultag zu werden verspricht. Der Laptop wird in die Tasche gestopft, doch meine Disketten mit den Ergebnissen unseres Teamworkprojektes, die ich zu Hause noch fertig gemacht habe, sind wie vom Erdboden verschluckt, einfach weg. Der Erfolg, sie zu finden, bleibt aus. Ich renne um die Wette, denn wer sagt mir, dass mein Auto heute anspringt? Wieder viel zu schnell, mit sicher 65 h/km rase ich da entlang, wo nur 30 erlaubt sind, düse im 3. Gang in die Parkgarage unterm Schulhof (Parkplatzprobleme gibt es nicht mehr).

Im Galopp haste ich die Stufen von den Parkdecks zum Pausenhof hoch und höre die Stimme meiner Schwester durch die Lautsprecher des Schulradios quäken, die uns auffordert, in den Klassen zu verschwinden. Die direkte Anrede meiner Person verkneift sie sich ausnahmsweise einmal. Im ersten Stock angekommen, erklingen noch die ersten Takte meines Lieblingslieds durch die Lautsprecher, aber meine junge, hübsche und dynamische Japanischlehrerin schließt schon die Tür zum Klassenraum auf und will mich von ihrem Unterricht ausschliessen.

Doch die nun folgenden Gespräche über unsere Studienfahrt nach Tokio können mich nicht so recht fesseln. Meine Gedanken gleiten ab, ich betrachte das tolle Stadtpanorama New Yorks auf den Postern direkt vor mir an der Wand und stelle mir vor, mit allen meinen Freunden dorthin zu fahren, die im Englisch-LK das Glück haben, Amerika unsicher machen zu dürfen. Tokio wird zwar auch toll, aber nicht mit dieser Gruppe. Aber immerhin noch besser als mit dem Deutsch-LK nach Weimar. Eine Frage reißt mich aus meinen Tagträumen: Oh ja, genau die Ergebnisse unseres Teamworkprojektes auf den im Nichts verschwundenen Disketten.

Da ich irgend etwas von einem Einbruch in unser Haus in der letzten Nacht stammele, bei dem natürlich auch meine Disketten auf abenteuerliche Weise verschwanden, wird die andere Gruppe drangenommen und führt anhand des Beamers ihr Projekt vor. Dieser Beamer war eine gute Idee, so fällt es mir immer wieder auf. Aus ist es

**Sophienschule im 21. Jahrhundert
– ein einjähriges Projekt**



mit Tafelbildern, die keiner entziffern kann, aus ist es mit lästiger Folien-schreiberei, Arbeitsblättern und schweren Büchern im Rucksack. Für uns gibt's nur noch den eigenen Laptop.

Als es dann endlich zur Pause klingelt, kann ich es kaum erwarten, endlich mit einer Tasse Kaffee im Schulbistro meine Ruhe zu finden.

Doch mit Ruhe ist noch nichts, denn die Pause ist laut und nervig, die Kleinen der 7.-12. Klassen verstärken meine schlechte Laune und meinen Wunsch nach Allein-sein. Dann endlich erklingt der freundliche Dreiklang, und ich bin allein. Mit Genuss verdrücke ich mein Snickers auf dem ruhigen Hof, wo seit kurzem ein paar Bistrostühle vor dem neuen direkten Eingang vom Milchkeller zum Hof stehen. Im Schulradio schnacken ein paar 10.-Klässler und interviewen grausam schlecht zwei Schüler aus den 11. Klassen, die gerade von der Studienfahrt aus Berlin zurückgekommen sind.

Mit wehendem Haar biegt da unser neuer junger und dazu noch gutaussehender Lehrer auf einer alten holländischen Mühle um die Ecke auf den Schulhof und legt eine Vollbremsung vor mir auf den Asphalt hin. Wir schnacken ein wenig über die Podiumsdiskussion am heutigen Abend in der Aula. Er erzählt mir, um welche hochrangigen Politiker er sich bemüht habe und welche Vertreter irgendwelcher Sekretäre zugesagt hätten. Immerhin werden die Firmenchefs zweier Wirtschaftsunternehmen hier aufkreuzen, so drückt er sich aus, die mit unserer Schule kooperieren wollen. Sie sponsern talentierte Schüler, die nach dem Abi gleich einen Ausbildungsplatz bekommen werden. Ganz begeistert höre ich zu, obwohl Naturwissenschaften, der eine Schwerpunkt unserer Schule, alles andere als meine Stärken sind. Zum Spott einiger Leute spiele ich lieber im Orchester und habe lieber Latein- und Musik-Leistungskurse als Mathe und Chemie. Ita est. Unser Gespräch wird unterbrochen von einem Trupp übereifriger Mädels, die seit neuestem – seit nun dieser tolle Lehrer mit seinen jungen Kollegen das Schulklima erfolgreich aufpäppelt – grosses Engagement zeigen. Doch dann geht mir das Geschnatter auf den Nerv, ich beschliesse, mich mental mit meinem Deutschreferat auseinanderzusetzen, und bewege mich in Richtung Bibliothek und Computer. Dank des Internets bekomme ich schnell eine Menge über Götes ‚Faust‘ – man merkt schon, welche Spuren die neue Recht-schreibreform hinterlässt ...

Der Freistunde folgen mir endlos erscheinende Stunden in Mathe, Kunst und Russisch und dann endlich die grosse Mittagspause. Erschöpft liege ich mit einigen Freunden im Gras des Schulhofes, verdrücke aus unserem Bistro einen Riesensandwich mit



Eiern, die nach Meinung einer Freundin stinken. Ich solle mich mal mit Essen beeilen. Den Gefallen tue ich ihr nicht, sondern erzähle den übrigen von dem neuen Austauschprojekt mit einer englischen Schule aus Bristol. Nach 100 Jahren Sophie wurde es aber auch Zeit, ist die Reaktion. Man erhebt sich, sammelt seine Sachen zusammen, man fragt nach den Raumnummern des folgenden Unterrichtes und verschwindet getrennt oder zusammen in den Kursräumen.

In Erdkunde holen wir die neuesten Daten vom Satelliten „Eumelsat“, der in Kooperation mit zwei anderen Schulen selbst gebaut wurde, und analysieren die Informationen in Gruppen, sprechen gleichzeitig über die Vorkommnisse des letzten Wochenendes und planen schon das Nächste.

Um 16.00 fliegen die Türen der Klassenräume auf, man drängelt zur Bahn oder in die Tiefgarage – akute Vergiftungsgefahr – keinen kümmerts.

Die Podiumsdiskussion abends in der Aula verläuft erfolgreich, die Aula ist knallvoll und ich müde (und nicht umgekehrt).

Anmerkung: Es ist schon ein Phänomen, dass sich siebzehn Schüler und ein Lehrer außerhalb des reichlichen Unterrichts der Oberstufe zusammenfinden, die bereit sind, über ihren – zeitlich gesehen – 2. Wohnsitz, nämlich die Sophie, zu sprechen, obwohl sie wissen, dass sie dort nicht mehr lange weilen werden (Tip: ABI).

In unserem Projekt entwickelten wir u.a. diesen Alltag in der Zukunft und geben der zukünftigen Schülervertretung sowie der Schulleitung, allen Schülern und Lehrern auf diese Weise ein paar Verbesserungswünsche und Vorstellungen mit, die wir im Rückblick auf unsere Schulzeit an der Sophienschule für wichtig hielten und halten. Einige dieser Projekte wären ohne viel Mühe erfolgreich in die Tat umzusetzen.

Mit kleinen Arbeiten haben wir bereits angefangen, das optische Empfinden zu verbessern, indem wir mit Hochdruckreinigern die Regendächer entlang des Hauses auf der Hofseite gereinigt, Sitzgruppen auf den Gängen und Fluren aufgestellt und geschmackvolle Plakate zur Dekoration in verschiedenen Klassenräumen aufgehängt haben.

Sarah Kesting



Asylbewerber im Global Village

Von der Clique der Computer-freaks zur Voraussetzung für die Arbeitswelt von morgen

Informatik in der Schule. Das war früher etwas Aufregendes. Etwas, das Spaß machte, weil es etwas Exklusives war. Im Informatik-Raum traf sich der elitäre Kreis der eingeweihten Schüler, AG-Teilnehmer und Lehrer. Hier hatte er seine eigene kleine Welt, in der jeder seine Beherrschung dieses wunderbaren neuen Spielzeuges, von dem „die anderen“ keine Ahnung hatten, unter Beweis stellen konnte. Verirrte sich einmal ein auf dem Gebiet der Computertechnik völlig unerfahrener Schüler in eine Informatik-AG, musste er sich trotz der Hilfsbereitschaft von Mitschülern und Lehrern eher wie ein Fremdkörper fühlen.

Sicher, auch damals war nicht alles nur Vergnügen. Die Ziele der Informatik als Unterrichtsfach waren durchaus klar umrissen. Das Verständnis für die Arbeitsweise des Computers, die Fähigkeit zur Entwicklung von Algorithmen und komplexen Programmen und die nötigen Grundkenntnisse, um in dem aufstrebenden neuen Berufszweig der elektronischen Datenverarbeitung, der EDV, zu arbeiten, waren wichtiger Lehrstoff. Doch letztendlich hatte es immer etwas mit der Freude am Experimentieren mit einer neuen Technik zu tun.

Dann begann die bis dahin ausgeschlossene Mehrheit der Gesellschaft, aufzuholen. Innerhalb weniger Jahre vervielfachte sich die Zahl der geschäftlich und privat genutzten Computer. Der Vorsprung schrumpfte zusammen, und schon bald fiel die Leistungsfähigkeit der in den Schulen vorhandenen Computer weit hinter den Durchschnitt zurück.

In dieser Phase erregte auch das junge „World Wide Web“, Herzstück des neuen Internets, das aus dem in den siebziger und achtziger Jahren entstandenen System aus miteinander verbundenen Computern in Universitäten, Forschungseinrichtungen und Computerfirmen in aller Welt hervorgegangen war, immer mehr Aufmerksamkeit.

Was zur Übermittlung von technischen Daten geschaffen und zusätzlich zur Kommunikation zwischen wenigen Computerfreaks benutzt worden war, entwickelte sich zu einer globalen Datenbank, deren Informationsbestand sich innerhalb weniger Jahre um ein Vielfaches vergrößerte und die ständig weiterwächst. Der Zugriff auf einen bestimmten Computer von jedem Ort der Erde aus war die Grundvoraussetzung für Vernetzung und Globalisierung, die Zauberworte der Zukunft. Die Welt wurde zum „Global Village“.

Auch die Schulen und ihre staatlichen Träger reagierten schließlich. Durch die Initiative „Schulen ans Netz“ wurde endlich die benötigte Technik bereitgestellt,



um das Internet auch in der Schule sinnvoll nutzen zu können. Die Cliques der Computer-Freaks an den Schulen reagierten begeistert. Neben dem „Surfen“ im Netz begannen sie schnell damit, den Online-Auftritt ihrer eigenen Schulen mit viel Enthusiasmus und Engagement zu realisieren. An einigen Schulen starteten sogar Pilotprojekte, die das Internet als Informationsquelle in die regulären Unterrichtsfächer einzubinden versuchten.

Aber „draußen“ ging die Entwicklung weiter. Online-Banking, Online-Brokering und E-Commerce verwandelten das Internet von Informationsspeicher, Werbefläche und Diskussionsforum in einen wesentlichen Bestandteil der globalen Wirtschaft. Viele geschäftliche Transaktionen, Teamarbeiten und internationale Projekte werden inzwischen online abgewickelt. Allen Prognosen zufolge wird diese Entwicklung sich noch ausweiten und das Internet in Zukunft zu einem nicht zu ignorierenden Faktor in praktisch allen Berufszweigen machen.

„Medienkompetenz“, die Fähigkeit, sicher mit den modernen Informations- und Kommunikationstechnologien zu arbeiten, wird voraussichtlich in der Arbeitswelt von morgen ebenso unabdingbar sein wie Flexibilität, Weiterbildung und Sprachkenntnisse.

Wie weit kann die Schule diesen neuen Anforderungen gerecht werden? Es ist leider ein bekanntes Problem, dass sich Veränderungen, besonders solche, die mit Kosten verbunden sind, in unserem Schulsystem nur schleppend vollziehen. Aber Zeit ist genau das, was in der in ständigem Wandel begriffenen Online-Welt nicht vorhanden ist. Der Wandel in den Köpfen der Schüler ist dagegen schon jetzt sichtbar.

Die alten Strukturen brechen auf. Inzwischen ist die Informatik-AG zumindest an der Sophienschule kein „Club der Computerfreaks“ mehr. So wie der Computer heute für viele Schüler zum Alltag gehört, wird auch diese AG vom Ansturm der interessierten Schüler fast erdrückt. Viele Schüler nutzen bereits privat das Internet zur Unterhaltung, aber auch als Informationsquelle für die Schule.

Auch im „echten“ Informatik-Unterricht wird dies deutlich. Die Zahl der Schüler in den Kursen übersteigt die der zur Verfügung stehenden Computer inzwischen bei weitem, und das trotz der Anschaffung neuer Rechner. Informatik hat sich von einem Spezialfach für wenige technisch versierte Schüler zu einem von den meisten Schülern als wichtig empfundenen Unterrichtsfach entwickelt. Doch dieser Veränderung muss auch von Seiten des Staates Rechnung getragen werden. Zwei Unterrichtsstunden ab Klasse 11 werden der großen Bedeutung dieses Themas für die Arbeitswelt der Zukunft kaum gerecht.



Es ist wichtig, dass alle Schüler bereits vor ihrem Studium ausreichende „Medienkompetenz“ erwerben können. Wenn „ständiges Weiterlernen“ als Hauptanspruch an den Arbeitnehmer von morgen gestellt wird, dann muss dieser Prozess bereits in der Schule beginnen, und zwar in allen Bereichen. Ansonsten besteht die Gefahr, dass Menschen ohne außerschulische Weiterbildung allenfalls Asylbewerber im „Global Village“ der Internet-Gesellschaft sein werden.

Malte Burbließ



